

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

14. Jahrgang

September 1937

Nummer 9

## Aus dem Inhalt:

Dr. Otto: Schlesische Heimatmuseen — vom Besucher  
aus gesehen \* Herbert Vogt: Der Hirschberger Maler  
Merz und sein Schaffen \* Hermann Lüderitz: Die  
fylgja \* O. Th. Stein: Bauern binden den Teufel an \*  
Otto Kunkel: Von Wappen schlesischer Städte \*  
Dr. Manfred Schubert: Schlesiens Anteil an der  
deutschen Leistung \* Schlesische Sprichwörter \* Günther  
Groeger: Eichendorff und die Musik \* Karl Sczuka:  
Musik im Hörspiel \* Arbeitertum im volksdeutschen  
Kampf \* Helmut Wagner: Filmspiegel \* Wolf-  
gang Schwarz: Volk und Buch

# Schlesische Heimatmuseen — vom Besucher aus gesehen!

Von Dr. Otto

Die Tatsache, daß der Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in mehreren Erlassen zur Frage der Neuorganisation und Umgestaltung der Heimatmuseen Stellung genommen hat, beweist genugsam, welche Bedeutung der nationalsozialistische Staat dem Heimatmuseum im Kulturleben unserer Tage zumißt. Die klare Erkenntnis, daß das politische Geschehen der Gegenwart seine weltanschauliche Begründung aus einer bewußt getriebenen Volkstumskunde schöpft, veranlaßte zu diesen Maßnahmen. Uns erscheint es heute selbstverständlich, daß der Staat sich jener Bildungsinstitute annimmt, die die Zeugnisse unserer völkischen Vergangenheit sammeln, sichten und zur Anschauung bringen. Aber noch ein Freiherr vom Stein scheiterte mit seiner Idee zur Schaffung eines deutschen Nationalmuseums in einer Zeit, die ihren Blick nicht auf die deutsche Kunst und Kultur richtete, sondern auf die der Antike. Nachdem dann die ersten großen Museen geschaffen waren, die eine eindeutig deutsche Sammeltendenz zeigten, gingen Heimatfreunde, Geschichts- und Altertumsforscher daran, auch in kleineren Orten Museen zu errichten, um das kulturelle Erbe der Vergangenheit vor dem Versinken zu bewahren.

Diese reichen Kulturgüter schickt der Staat sich an, in seine Obhut zu nehmen. Er tut es nicht nur deshalb, weil die Kulturpolitik heute ausschließlich Sache des Staates und der Bewegung geworden ist, sondern weil die Heimatmuseen ihrer ganzen inneren Beschaffenheit nach eine Neuordnung gebieterisch verlangen. So sehr die Umgestaltung der Museen selbst Angelegenheit der damit beauftragten Stellen ist, so sehr ist es notwendig, daß die Besucherschaft Verständnis für die Aufgaben des Museums zeigt und sich in aktiver Mitarbeit für die Heimatmuseen einsetzt. In einer fruchtbaren Wechselbeziehung zwischen Museum und Besucherschaft liegt allein die Voraussetzung, auf diesem Gebiete die politischen Aufgaben, die die Gegenwart an uns stellt, meistern zu helfen.

Dabei taucht sofort die Frage auf: „Wer ist denn heute überhaupt Besucher unserer Heimatmuseen?“ Ich will die Antwort auf Grund meiner Erfahrungen in den schlesischen Heimatmuseen einmal in ihrer ganzen trostlosen Eindeutigkeit geben. Diese Antwort bezieht sich selbstverständlich nur auf den Durchschnitt der Museen und betrifft nicht die kleine Zahl der schon jetzt als vorbildlich anzusehenden Museen in Schlesien. — Besucher ist der Wissenschaftler, der sich Quellenmaterial beschaffen will; der Lehrer, den seine historischen, vorgeschichtlichen, naturkundlichen usw. Studien dorthin führen; der Schüler, der das Museum einmal unter der Leitung seines Lehrers betritt, um dann sein ganzes Leben lang nur noch mit gelindem Grausen an die „Mottenkiste“ zu denken; der Einheimische, der gezwungenermaßen dem

„Besuch“ die „Sehenswürdigkeiten der Stadt“ vorführt, und dann noch eine besondere Gruppe von Menschen, die in einer durchaus romantischen und rückwärtsgewandten Art sich an alten Trachten, altem Hausat, alten Bauernstuben begeistern wollen. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Besucher, welche zu der letzten Gruppe gehören, das Museum für einen Ort überalterter, eben „museumsreifer“ Kulturgüter halten, die im Grunde doch nur von einer „guten, alten (leider vergangenen) Zeit“ zeugen. Daß diese Menschen gerade wegen ihrer Flucht aus der Gegenwart in eine, wie sie glauben, tote Vergangenheit nur zu oft für die politischen Aufgaben unserer Zeit unbrauchbar sind, ist ebenso selbstverständlich.

Während andere Stätten der Volksbildung sich auch beim einfachsten Volksgenossen zunehmender Beliebtheit erfreuen, vermag das Heimatmuseum nur in seltenen Fällen eine regelmäßig hohe oder auch nur im ganzen größere Besucherzahl aufzuweisen. Und eins kann fast immer behauptet werden: Die Jugend bleibt ihm fern!! Aber gerade diese Jugend muß als Gradmesser für die Lebensverbundenheit einer kulturellen Einrichtung angesehen werden, denn der Einwand, daß der junge Mensch für die Dinge der Kunst und Kultur an sich nur begrenzt zu begeistern sei, ist in einer Zeit, wo die Jugend, wie selten vorher, sich um die Erkenntnis der Werte der völkischen Vergangenheit bemüht, durchaus hinfällig. Wie mancher Hitlerjunge scheut weder Zeit noch Mühe, selbst schwieriges Schrifttum auf den Gebieten der Vorgeschichte, der Volks- und Rassenkunde zu bewältigen!

Es zeigt sich also, daß die Frage nach dem, was sich „der Besucher“ vom Heimatmuseum erwarten darf, nicht in erster Linie im Hinblick auf jene Besucherschaft gestellt werden kann, von der eben die Rede war. Vielmehr ist zu untersuchen, warum die vielen anderen dem Museum bisher ferngeblieben sind: die Jugend in ihrem Suchen nach dem völkischen Erbe, der politische Mensch der Gegenwart mit seiner Forderung nach einer klaren Schau historischer und volkspolitischer Zusammenhänge!

Ich möchte den Hauptgrund für den mangelnden Besuch und für die geringe volksbildnerische Reichweite der Heimatmuseen darin erblicken, daß sie es nicht verstehen, ihren Besuchern diejenigen rassistischen, historischen und ästhetischen Maßstäbe in die Hand zu geben, deren sie bedürfen, um den museal darstellbaren Ausschnitt des deutschen Kulturlebens im Sinne unserer nationalsozialistischen Weltanschauung erfassen zu können.

Ist es ein Wunder, daß vom Heimatmuseum nicht jener Strom tätigen Lebens ausgeht, der die gesamte andere volkserzieherische Arbeit durchzieht, wenn ein Gang durch das Museum ein völlig ungeordnetes, durch keinerlei Wertmaßstäbe bestimmtes Nebeneinander von beziehungslos aneinandergereihten Einzelheiten feststellen läßt, die ihre Daseinsberechtigung einzig aus der Tatsache ihres Alters zu besitzen scheinen? Wie sollen auch beim Besucher bleibende Eindrücke entstehen, wenn — um nur einige Beispiele zu nennen —

in einem Glaschrank, fein säuberlich mit einem Zettelchen versehen, das den Stifter bezeichnet, in buntem Durcheinander bäuerliche Schnitzereien mit alten Sinnzeichen von hohem volkskünstlerischem Werte neben den Haararbeiten einer empfindsamen Epoche liegen, die Erzeugnisse eines gediegenen handwerklichen Könnens durch die Prunksucht eines unnatürlich überfeinerten Geschmackes in den Schatten gestellt werden, oder wenn sogar, wie ich es gesehen habe, eine Entwicklungsreihe „Die Behausung“ vom — Indianerzelt zum Niedersachsen-Haus dargestellt wird, und das alles ohne jedes Empfinden für die Gegensätzlichkeit der Werte! — Weder die Erzeugnisse des bäuerlichen Kulturkreises, noch die Dokumente einer Stadtgeschichte oder das Werk eines einzelnen Künstlers haben absoluten Wert. Sie müssen ihre Bewertung und den daraus hervorgehenden Raum innerhalb der musealen Darstellung einzig und allein von dem Gesichtspunkte aus erfahren, wieweit sie jene Kräfte des deutschen Volkstums verkörpern, auf denen das politische Geschehen unserer Tage aufbauen kann.

Und hier klappt der Riß besonders offensichtlich zwischen der alten Besucher-schaft und den wenigen einzelnen, die den Wert der Heimatmuseen als Bildungs- und Anschauungsmittel bereits erkannt haben.

Die einen gehen noch immer ins Museum, um dort „das größte ...“ oder „das kleinste ...“, noch besser freilich „das älteste ...“ Stück zu sehen, um in der „mittelalterlichen Folterkammer“, die noch heute zu den Glanzstücken manches Heimatmuseums gehört, ein angenehmes Gruseln zu erleben, oder mitleidsvoll die „fleißigen Arbeiten der armen schwarzen Heidenkinder“ zu bewundern.

Die anderen aber wissen, daß es bei der Aufgabe der schlesischen Heimatmuseen um ganz andere Dinge geht, als darum, abgestandene sentimentale Relikte zu erhalten. Sie sehen klar:

Das Heimatmuseum hat den Zweck, die Kunst- und Kulturgüter des heimatischen Lebensraumes, als dessen Sachwalter es zu wirken hat, in jenen großen völkischen Zusammenhang zu stellen, der die Dinge aus ihrer Vereinzelung heraushebt und ihnen ihre Stellung innerhalb der Gesamterscheinung zuweist. Kein Ort ist so klein, daß nicht die deutsche Geschichte ihre Spuren an ihm hinterlassen hätte. Kein Dorf ist so arm, daß es nicht Reichtümer an schlichter, bäuerlicher Kultur in Handwerk und Volkskunst, Sinnbild und Brauchtum aufzuweisen hätte. An den unvergänglichen Dokumenten, die das Heimatmuseum aufbewahrt, muß dem Menschen gezeigt werden, daß Geschichte über seine Heimat gegangen ist, daß die Kultur der Gegenwart das Erbe der Ahnen ist.

Welche verantwortungsvolle Zielsetzung kommt aber dann den Museen im Grenzland Schlesiens zu! Es ist vielleicht schon vergessen, daß bei Abschluß des Versailler Vertrages die Festlegung der Grenzen sowohl von polnischer als auch von tschechischer Seite mit Hilfe von volkskundlichem „Beweismaterial“ betrieben worden ist. Gerade unsere östlichen Nachbarn haben ja die Bedeutung der Wissenschaft und des Museums für die Darstellung

politischer Gedankengänge schon frühzeitig erkannt. — Die wichtige Aufgabe des Heimatmuseums in Schlesien, das geschichtliche Erbe gegen fremde Machtansprüche schützen zu helfen, tritt besonders klar bei jenen Museen zutage, die unmittelbar an der Grenze liegen. Und ist es nicht bezeichnend für die ganze Fragestellung, daß dort, wo ein kulturelles Bekenntnis zugleich ein politisches ist, das Museum nicht mehr jene abgeschlossene und unfruchtbare Stellung einnimmt, die man fast als Charakteristikum alles „Musealen“ annehmen möchte? Dort, wo jedes Kunstwerk, jedes Kulturerzeugnis eine lebenspendende Kraft ausstrahlt, dort, wo, wie etwa in Beuthen, eine fremdstaatliche Umgebung bis unmittelbar an die Stadtgrenzen reicht, dort besuchen jung und alt, Bauern und Schüler und Kumpels das Museum, in ihr Museum. Dort ist das Museum zum volkspolitischen Einsatz gelangt!!

Nicht nur die Heimatmuseen selbst tragen demnach Schuld an ihrer Unfruchtbarkeit, auch die Besucherschaft muß wissen, daß ein Heimatmuseum nicht nur dazu da ist, dem „Besuch“ vorgeführt zu werden, sondern daß es wie Buch, Bild und Film ein unentbehrliches Schulungsmittel ist. Beide Teile, Museum und Besucherschaft, haben jedoch in ihrem Bestreben einander zu dienen, wechselseitige Arbeit zu leisten. Die des Heimatmuseums besteht darin, aus dem Dornröschenschlaf zu erwachen und in gegenwartsnaher Form ihr Material neu zu ordnen und zur Darstellung zu bringen, und die der Besucherschaft hat wohl als Wesentlichstes eine positive und tatkräftige Bejahung des Museums zur Voraussetzung.

Die Frage der Neuordnung des Museums kann hier nicht im einzelnen erörtert werden. Sie ist eine Angelegenheit der Zeit, denn überall sind die dazu beauftragten Kräfte am Werk. Aber vielleicht bedeutet es eine Unterstützung dieser Aufbauarbeit, wenn an dieser Stelle dazu beigetragen wird, für ihre Ziele das Verständnis bereiten zu helfen.

Die Kultur des schlesischen Raumes ist eine germanisch-deutsche. Deshalb beginnt die Aufgabe der Heimatmuseen damit, die Bedeutung Schlesiens als germanischen Siedlungsgebietes aufzuzeigen. Nicht jedes Heimatmuseum verfügt über eigene vorgeschichtliche Funde, aber durch Austausch mit anderen Museen wird sich die Beschaffung einer Anzahl minder kostbarer Stücke ermöglichen lassen; Nachbildungen, Karten, Photographien helfen ergänzen. Welche Gesichtspunkte ein Museum von der Größe der städtischen Kunstsammlungen in Breslau bei der Aufstellung der vorgeschichtlichen Abteilung bewegt haben, schildert der Aufsatz von Direktor Dr. Gustav Barthel „Vorzeit und Museum“ in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ Nr. 5, 1937, der besonders deshalb in diesem Zusammenhang beachtenswert ist, weil er stark auf die erzieherischen Fragen bei der Museumsgestaltung eingeht.

Die deutsche Epoche des schlesischen Landes, die mit der Kolonisation deutsche Kunst- und Kulturwerte in Schlesien verwurzelt und zu einer neuen Einheit zusammenschmilzt, umfaßt gleichermaßen Bürgertum und Bauerntum, und schon hier beginnt jedes Museum ein eigenes Gesicht zu bekommen, denn die darzustellenden Dokumente sind jeweils verschieden. Aber ausschlaggebend ist, daß trotz wechselvoller politischer und konfessioneller Geschehnisse, die

Volkstumswerte bestimmend für das Schicksal des Landes bleiben. Das Bauerntum ist die Grundlage dieser stetigen Entwicklung, deshalb müssen Siedlungstypus, Hausbau, Bauernstube, Gerät und Volkskunst ihre museale Darstellung unter dem Gesichtspunkt der Einheitlichkeit der Gesamtkultur finden.

Aus dieser Breitenanlage wächst die Geschichte der Stadt oder des Ortes, an dem sich das Museum befindet, als notwendige Einmaligkeit heraus. Das eigene Lebenszentrum in Handel und Gewerbe, Kunst, Handwerk und Wehrstellung wird herausgearbeitet.

Die innige Verknüpfung aller Teilerscheinungen läßt ein eindeutiges Bild von der Bedeutung des Ganzen erscheinen. Oberstes Gesetz aber wird sein, die Darstellung möglichst unabhängig von der Fülle des zufällig zusammengetragenen Materials zu machen, und vielmehr das Material im Verhältnis zu seiner historischen Bedeutung anzuordnen. Dabei besteht die Forderung zu Recht, den volkswissenschaftlichen Abteilungen der Museen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie nicht im Keller oder im Dachstübchen unbeachtet ruhen zu lassen, denn gerade das Bauerntum hat sich den zerstückelnden Erscheinungen gegenüber, denen die sogenannte Hochkultur nur zu zugänglich war, viel ablehnender verhalten und infolgedessen jene Erbwerte viel zäher bewahrt, auf denen wir heute unser volkstümliches Leben aufbauen.

Aber jede Neuordnung des Museums ist sinnlos, wenn nicht gleichzeitig eine wesensgemäße museale Darstellung erfolgt. Wenn heute überall Ausstellungen unter den verschiedensten Themenstellungen erfolgen, die nicht nur Kunstwerke, sondern Erzeugnisse aller Lebenszweige zur Anschauung bringen wollen, so ergibt sich daraus, daß unsere Zeit ganz besonders schaufreudig ist. Wir dürften deshalb eine rege Anteilnahme an allen musealen Veranstaltungen erwarten, denn das Museum hat ja nicht umsonst seine „Schausammlung“. Aber das Ausgestellte muß durch die Art seiner Ausstellung auch zum Anschauen reizen! Und hier liegt ein großer Mangel bei den meisten unserer Museen. Ihre Räume sind unfreundlich, überladen, unklar gegliedert, zeigen Unwesentliches neben Wesentlichem in derselben Darstellungsform, sind mit jener Atmosphäre vom „Staub der Jahrhunderte“ belastet, die besonders bei jungen Menschen jede Freude am noch so wertvollen Gegenstand benimmt. Der moderne Mensch ist durch Messen und Ausstellungen, durch Film und Warenhausreklame verwöhnt. Er hat die dauernd wechselnden Schaufensterdekorationen unserer Geschäfte, ihre reklametechnische Raumgestaltung, ihre Lichtwirkungen, ihre Blickfänge kennengelernt. Er ermüdet nur zu leicht, wenn er im Museum jene tote reihenweise Anordnung antrifft, die seinen Augen keine Blickstützen gibt. Er stünde dem Gegenstand ganz anders gegenüber, wenn dieser ihn durch die Art seiner Aufstellung zum Anschauen reizen würde.

Dieses ganze Kapitel der Museumsausgestaltung, für das die Fachleute eingehendste Erfahrungen gesammelt haben, ist so wesentlich, daß man nicht genug Nachdruck darauf legen kann. Was unterscheidet denn das Museum so grundlegend von allen anderen Bildungsmitteln, vom Buch, vom Vortrag,

ja sogar in vieler Beziehung vom Photo und vom Film? Es ist die Möglichkeit, ganz bestimmt geartete Anschauungen hervorzurufen, Gedankengänge, die an sich schwer verständlich sind, durch den Anschauungsgegenstand mit logischen oder auch gefühlsmäßigen Eindrücken festlich zu verankern. Eindrucksvoller als große Abhandlungen wirkt zu allen Zeiten, was uns ein Kulturdokument selbst zu sagen hat. Aber man muß die Sprache des aus seiner natürlichen Ordnung herausgerissenen Gegenstandes verständlich machen. Und das eben ist die Aufgabe des Museums.

Und dazu ist ein wachsendes Verständnis auch von einer anderen Seite her nötig. Die meisten Heimatmuseen leiden daran, daß sie nicht durch haupt- oder halbamtliche Kräfte betreut werden. Lehrer und Pfarrer, pensionierte Beamte und andere wohlmeinende Gönner setzen Kräfte und Arbeit ein, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Aber allein das Sammeln und Erhalten des Bestehenden nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß sie zu einer wahrhaft musealen und gleichzeitig volksbildnerischen Arbeit gar nicht kommen. Man wird ihre selbstlose Tätigkeit bewundern müssen, aber sie kann nicht ausreichen, um dem Museum wirklich dauerndes Leben zu verleihen. Um ein Beispiel zu nennen: Man wird auch von beschränkteren Museen verlangen können, daß sie das vorhandene Museumsgut in kleineren Wechsellausstellungen unter jeweils verschiedenem Blickwinkel ihrer Besucherschaft vor Augen führen, um eben dem Grundsatz der Verständlichmachung größerer Zusammenhänge nachzukommen. Allein so ein unscheinbarer Gegenstand wie ein Spinnrockenständer wird Platz finden bei einer Ausstellung mit dem Thema „Bäuerlicher Hausfleiß“, er wird bei einer Ausstellung, die „Bäuerliche Schnitzkunst“ darstellt, wiederum auftauchen und schließlich noch einmal, wenn „Brauchtum des Lebenslaufes“ behandelt werden soll, als Minnegabe des Burschen für sein Mädchen. Nur, wenn Museumsgut so unter dauernd wechselnder Blickrichtung vor dem Besucher ersteht, kann es seine wahre Aufgabe entfalten. Planmäßig und fachmännisch kann solche Arbeit kaum vom noch so selbstlosen Liebhaber geleistet werden. Und hier muß sich der Ruf an die Behörden richten: Schafft planmäßige Museumsstellen oder erleichtert die Arbeit durch wesentliche Zuschüsse! Die zweite Forderung aber muß heißen: Schafft Räumlichkeiten! Der beste Museumsleiter kann für seine Museumsbestände kein Verständnis beim Besucher erwecken, wenn sie immer gerade da „gelagert“ werden müssen, wo in einem städtischen Gebäude einmal eine Dachkammer freigeworden ist.

Nachdem in der Erörterung des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Museum und Besucherschaft auf die Frage der Museumsneuordnung eingegangen worden ist, sollen die Aufgaben der Besucherschaft gegenüber dem Museum kurz dargestellt werden.

Als ihre wesentlichste Voraussetzung wurde eine positive und tatkräftige Bejahung des Museums überhaupt genannt. Aus der Zielsetzung der schlesischen Heimatmuseen, Übermittler der Kulturwerte der schlesischen Landschaft zu sein, ergibt sich für die Besucherschaft, und wir wollen nunmehr ruhig die Forderung an Stelle der Tatsache setzen und sagen: für alle Volks-

genossen, die Aufgabe, Bewahrer dieser Kulturwerte zu sein. Was das Heimatmuseum an Kulturpolitik an den Tag legt, das muß sich bei seiner Besucherschaft in Kulturwillen umsetzen.

Dabei aber gilt es noch einmal, jener rückwärtsgewandten Anschauung abzusagen, die im Museum nur abgestorbene Kulturererscheinungen geborgen wissen will, und die diesen, weil sie abgestorben scheinen, als einzig wertvoll nachtrauert. Unsere Zeit, die vieles Überalterte beiseitegelegt hat, kann nur Dinge in ihren Dienst stellen, die ihre Lebensfähigkeit auch für heute bewiesen haben. Es ist deshalb notwendig, daß man sich die Zukunft nicht mit der Vergangenheit verbaut!

Aber gerade hier setzt die Aufgabe des Museums ein, zu zeigen, daß es Werte gibt, die überzeitlich sind und die wir um ihrer Stetigkeit willen auch für unsere Tage nutzbar machen können. Mit dieser Erkenntnis ergibt sich ein Schaffungsfeld für den „Besucher“, das weit über eine Museumsbesichtigung hinausreicht. Ich möchte es einmal so sagen: Wer ein (sein!) Heimatmuseum besucht und sich aus dem Hausmodell nicht die Baugesinnung, aus dem Möbelstück nicht die handwerkliche Verarbeitung, aus den Web- und Strickwaren nicht die volkskünstlerischen Kräfte klargemacht hat, die bei ihrer Entstehung am Werk waren, der hat die Pflicht gegenüber dem Museum und sich selbst gegenüber versäumt, die Werte seines Volkstums kennenzulernen. Und noch anders: Wer die Werkstoffverarbeitung des Holzes, die Musterbildung der Webereien und Strickereien, die Ornamente der Stickereien, die er für seine eigene Arbeit ausführen will, nicht im Heimatmuseum studiert, der verzichtet auf die Möglichkeit, sein Können durch ererbte Leistungen zu bereichern.

Aber gerade auf die Verwurzelung der künstlerischen und handwerklichen Arbeit im heimischen Volksboden müssen wir heute den größten Wert legen. Die kunstverzieherische Arbeit der Schulen, die Werkarbeit der HJ., die Webkurse des BDM. werden sich des Heimatmuseums als willkommenen Anschauungsort bedienen. Ja, hier und da im Reiche befinden sich die Webeschule und der Werkraum sogar unmittelbar im Museum. Warum sollte das nicht auch in Schlesiens möglich sein?

Im Rahmen einer bewußten Volkstumspflege wird der „Besucher“ sich mit allen Angelegenheiten an das Museum wenden müssen, die nicht nur historische Zusammenhänge, sondern auch Probleme der unmittelbaren Gegenwart betreffen. In der Frage von Tracht und Brauchtum wird das Heimatmuseum entscheidende Anregungen erteilen können.

Nicht zuletzt wird die Schule, die das Museum als Unterrichts- und Anschauungsmöglichkeit noch viel zu wenig planmäßig ausgenutzt hat, ebenso wie die Gliederungen der Bewegung bei ihrer Schulungsarbeit, das Heimatmuseum als den Ort erkennen müssen, wo für sie Geschichte am unmittelbarsten in die Gegenwart einmündet und wo deshalb die Erbwerte mit der Zukunftsplanung in Einklang gebracht werden müssen.

Beide werden sich ihren neuen Aufgaben entschieden zuwenden müssen: Museum und Besucherschaft!



Aufn.: Stofschel

Breslau - Grabmal Heinrichs IV. des Minnefängers  
in der Kreuzkirche, die älteste schlesische Plastik

(Zu unserem Aufsatz: „Die künstlerische Leistung Schlesiens“)



Breslau - Kunstschmiedearbeiten  
an der Tür Matthiasstraße 12

Aufn.: Seibt

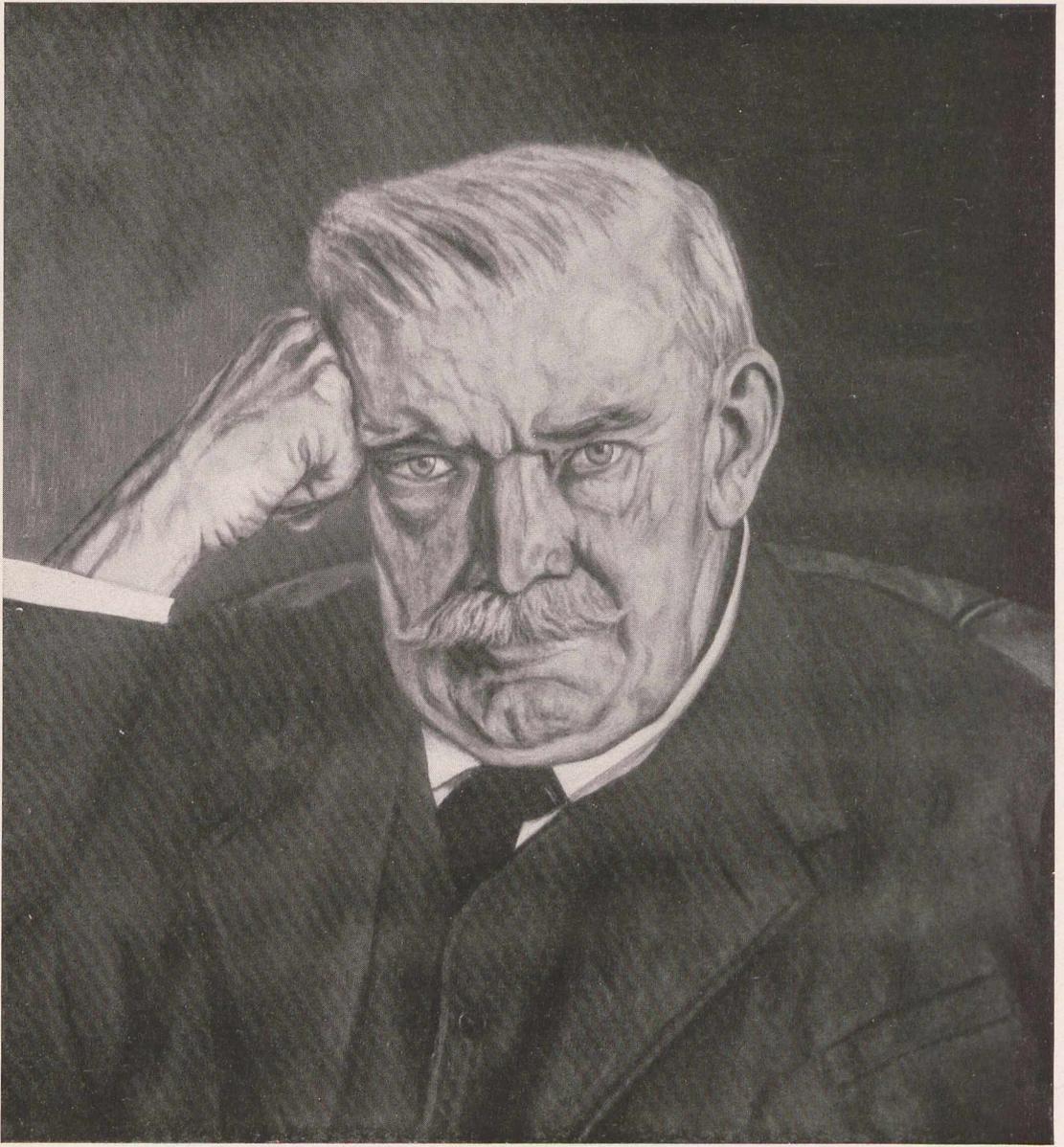


(Zu unserem Aufsatz:  
„Die künstlerische Leistung Schlesiens“)



E. Merz: Sonnenrose

Aufn.: Kühn



Aufn.: Kühn

E. Merz: Brauereibesitzer Hafelbach

# Der Hirschberger Maler Merz und sein Schaffen

Wer mit der Kunstgeschichte in der Hand Erwin Merz, Hirschberg, eingliedern will in eine der Schulen, Richtungen oder Ismen, wird nicht zum Ziele kommen. Aber er soll das Scheitern seines Versuches als Gewinn buchen, wenn er spürt, was aus den Werken dieses Mannes spricht: das Leben, gestaltet von einem Menschen, der es so aufgeschlossen auf sich wickeln ließ, es so in seine starke Seele aufnahm, daß er selbst wieder zum Schöpfer wurde. Das Leben in seiner äußeren Vielgestalt ist der Grundton, den der Künstler in seiner tiefen Sinngebung zum vollen Akkord anschwellen läßt.

Wenn man sich darüber klargeworden ist, weiß man auch, warum Merz nicht nur eine bestimmte Technik haben kann, warum für den ersten flüchtigen Blick eine scheinbare Gegensätzlichkeit in der Anlage seiner Bilder besteht, die dann doch die Einheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit ihres Schöpfers wiedergeben. Denn das Leben muß so aus seinen Bildern sprechen, wie es sich in den Augen des Künstlers dargestellt hat.

Die Betrachtung einzelner seiner Gemälde bestätigt uns das.

Dem im jahrzehntelangen Kampfe mit dem Schicksal altgewordenen Menschen ist das Leben kein buntes, flatterndes Geheimnis mehr, o nein, er sieht genau die klaren Linien, die das Leben in seiner Folgerichtigkeit zeichnet, und empfindet klar, wo es Licht und Schatten hat. Und so konnte Merz das bekannte Bild seiner Großeltern gar nicht anders schaffen als in dieser Klarheit der Zeichnung, in dieser liebevollen Wiedergabe jeder Falte, die ein neuer Lebensumbruch in die Wangen schnitt, und zugleich in dieser Herausstellung von Licht und Schatten. Ganz Ähnliches finden wir beim Porträt des Brauereibesizers Haselbach, bei dem es Merz vorzüglich gelingt, uns von der Energie, der Erfahrung und Zielstrebigkeit, die in der Persönlichkeit dieses Wirtschaftsführers zusammengeballt sind, zu überzeugen.

Die Farbe als hauptsächlichster Gefühls- und Stimmungsträger drängt bei ihm die Linie in den Hintergrund, auf das plastische Nebeneinander von Hell und Dunkel kommt es an. Und da spart Merz nicht mit Farbe, da trägt er sie immer dicker auf, da arbeitet er die Wellen immer mehr heraus, bis sie eine Körperlichkeit gewonnen haben, daß man sie mit Händen zu fassen vermeint. Und auch die Leuchtkraft und Frische, wie sie der Blume innewohnt, konnte er bei seinem Bilde „Sonnentose“ nicht anders wiedergeben als in dieser kräftigen Malerei.

Und so erreicht Merz, was jeder Künstler erstrebt und was er als Höchstes erreichen kann: er zwingt den Beschauer zu seinem Erleben der Größe des Daseins, von dessen Bejahung jedes der Werke unseres heimischen Künstlers durchdrungen ist.

Aber nicht nur sein Schaffen, sondern auch sein Lebensgang soll hier einmal kurz betrachtet werden. Was wir aus seinen Bildern „ersehen“ haben: die positive Einstellung zum Leben und das Packen der wesentlichen Probleme bestätigt uns seine Biographie. Seit frühester Jugend lebt er in Hirschberg, und im Hirschberger Rathaus winkt ihm die von so vielen ersehnte „Versorgung“ als städtischer Vermessungstechniker. Doch sein Streben geht andere Wege. Nach einem Vierteljahr hat er Lineal und Rechenschieber den Rücken gekehrt und findet dann nach dem Umweg über zwei Buchbinderlehrstellen, in denen er nur eine Gastrolle gibt, als Lehrling seines Stiefgroßvaters, eines Stubenmalers, über das Handwerk den Eingang in seine künstlerische Zukunft.

Mit großem Ernst und unerschütterlichem Fleiß versucht er sich in Porträts, Landschaften und Blumen. Er hat die Genugtuung, schon als Achtzehnjähriger Bilder aus seiner Spät-Lehrlingszeit in der Berliner Sezession ausstellen zu können. Unermüdet arbeitet er an seiner Ausbildung. Nie verliert er den Boden unter den Füßen. Immer wieder einmal arbeitet er als Stubenmaler-Gehilfe, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hin und wieder verkauft er auch eines seiner Gemälde, die nun öfter auf kleineren und größeren Ausstellungen zu sehen sind. Stetig schreitet er jetzt in seiner künstlerischen Laufbahn vorwärts.

Im Jahre 1932 erwirbt die Stadt Breslau für ihr Museum der bildenden Künste sein Großelternbild. Ein Jahr später beruft ihn der neue Staat in Anerkennung seiner künstlerischen Leistung als Professor an die Breslauer Kunstakademie. Als diese bald darauf geschlossen wird, ist Merz nicht allzu böse, denn längst hat ihn die Sehnsucht an die alte Freiheit gepackt, und ohne Anstrengungen zu machen, sich wieder an eine Akademie zu binden, kommt er in sein liebes Hirschberger Tal zurück. Inzwischen ist der Wunsch in ihm immer stärker geworden, die Dinge nicht nur von einer Seite zu zeigen, vor allem möchte er den Menschen von allen Seiten umfassen, ein Verlangen, das sich ihm beim Malen der „Stillenden Mutter“ mit zwingender Kraft aufdrängte. Und so wandte sich Merz auch der Plastik zu. Im selben Jahre 1934 erwarb Reichsminister Rust für sein Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung das so kräftig gemalte Ostseebild. Zwei Jahre später belohnte ihn derselbe Minister für sein gesamtes Schaffen mit dem Kompreis. Fast neun Monate lebt er in Rom in der Villa Massimo. In dieser Zeit entstehen mehrere Bilder und auch wieder zwei lebensgroße Plastiken, auf die später einmal genauer einzugehen sein wird. Es mag hier nur angedeutet werden, daß der Künstler auch bei ihnen, die sich durch Einfachheit und schlichte Größe auszeichnen, eine glückliche Verbindung von Symbolhaftigkeit und Naturalistik gefunden hat.

Malerei und Plastik ergänzen sich bei Merz bestens, und wir spüren auch hier, daß ihm Kunst mehr ist als nur Unterhaltung, daß das ganze künstlerische Schaffen getragen ist von einer gewissen Feierlichkeit, die uns die Kunst fast als Ausübung eines religiösen Gefühls erscheinen läßt.

Herbert Vogt

# Die fylgja

Don Hermann Lüderik

Es geht in Nordland eine alte Kunde, daß des Menschen Seele bisweilen aus dem Leibe fahre und abgesondert dahinwandle, sei's neben ihm oder in weiter Ferne. Man nennt sie dann die fylgja, das heißt, die Folgerin, weil sie gleich dem Schatten des Menschen Begleiterin ist. Manchmal ist's ein Doppelgänger, ein Ebenbild des Leibes, manchmal aber auch ein Tier, reißend oder fromm, je wie es trifft. Oft eilt die fylgja traumschnell über Land und Meer von ihrem Leibe fort oder zu ihm zurück.

Im Dreißigjährigen Kriege stand ein schwedischer Bauernbursch, Swen geheiß, mit seinem Regiment in Deutschland. Er zog herum jahraus, jahrein im Wechsel des verworrenen Kampfes. Auch die schwedischen Regimenter, die einst so straffe Manneszucht hielten, füllten sich mit den Söldnern aller Völker auf. So wurden sie allmählich nicht viel besser als die Kaiserlichen und die Spanier, ein wüster Haufe, schwer zu zügeln und stets bereit zu Plünderung und Schandtat.

Die Kompanie überfiel ein Dorf. Die Bauern hatten sich bemüht, den Dorfeingang zu verteidigen. Allein, bald überwältigt, mußten die Überlebenden die Wut der Söldner über ihre Höfe hinrasen sehen. Was noch an Vieh in den Ställen war, wurde herausgetrieben, verborgenes Geld den armen Leuten unter Foltern abgepreßt. Der Weiber Gekreisch und Geschrei gab bald Kunde, daß sie den Kriegsknechten zur willkommenen Beute wurden, wenn sie nicht über Hecken und Gräben noch in den Wald entkommen konnten, was mancher noch im letzten Augenblick gelingen mochte. Swen war mit einigen zu einem Hause geritten, das etwas weiter draußen stand. Sie umkreisten den Hof. Kein Mensch war zu sehen. Da wurde abgefessen. Die Sonne neigte sich schon zum Abend und die Schatten kamen übers Land. Schlagt die Türen auf, schrie Swen. Wer sich wehrt, wird abgetan. Wir wollen rasten diese Nacht. Vieh aus den Ställen und Futter für die Pferde! Während einige lärmend den Hof durchstöberten, mit Axt und Kolben Türen öffnend, drang Swen in das Haus ein, begleitet von zwei anderen. Es war überall still. Alles war verschlossen und verrammelt. Da zerschlugen sie die Stubentür und polterten schreiend und fluchend hinein. Bei dem, was sie aber sahen, hielten sie einen Augenblick inne und starren verblüfft. In einem Lehnstuhl saß ein alter Mann, müde und schwach in Siedtum oder Furcht. Am Tische aber saß ein junges Weib vor dem aufgeschlagenen Bibelbuche und sah starr und abwesend auf die Seiten nieder. Ihr Gesicht war weiß und ihre Lippen fest zusammengepreßt, als erwarte sie das Schicksal, das mit dröhnenden Schritten auf sie zu kam und dem auszuweichen sie nicht mehr vermochte. Einen Augenblick hatten die Landsknechte erstaunt gestanden bei dem Anblick der erstarrten Todesangst, der sich ihnen bot... Dann sprang Swen vor, packte das Mädchen am Arm

und schrie: Heda, Hææ! schläffst du? Warum verrammelt ihr die Tür, wenn ehrliche Soldaten kommen? Sie sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an, wie das Reh, das den Wolf erkennt . . . Ein anderer stieß den Greis im Lehnstuhl mit dem Kolben an: Geld her, Alter, wo hast du's vergraben? Soll ich dir die Daumen schrauben? Über's Feuer mit ihm, damit er warm wird! schrie sein Kumpan.

Der Alte hob mit einem gebrochenen Callen mühsam den Arm, er war gelähmt. Da entwand sich das Mädchen mit einem Aufschrei der Umschlingung des Schweden, sprang vor den Vater und umfaßte ihn schützend. „Seht sein weißes Haar“, rief sie, „seinen leidenden Leib! Er ist schon durch euresgleichen unglücklich gemacht worden. Wollt ihr noch sein armes Leben?“ „Nein, aber dich wollen wir“, riefen lachend die beiden Soldaten und griffen zu. Sie wand sich unter den derben Fäusten. Ihr Mieder zerriß, schon rannen ihr Tränen der Verzweiflung über die Wangen, und einer, der sie am Hemdkragen gefaßt hatte, wollte ihr diesen aufreißen über Busen und Leib hinweg. Swen hatte zusehen im lässigen Dabeistehen. Da packten ihn plötzlich Wut und Neid und er gönnte den Kumpanen den Raub nicht. Seine Bärenpranken hatten alsbald Macht über alle drei. Er war stets gefürchtet wegen seines Grimmes und seiner Stärke und konnte es wagen, anderen ins Gehege zu kommen, selbst wenn er allein stand. „Schert Euch zum Teufel, Ihr Hunde!“ schrie er, als er das Mädchen im Arm hielt. Schlachtet einen Hammel oder ein Schwein und sorgt für's Festmahl.“ — Wild dröhnte sein Hohngelächter. Die beiden waren zurückgetaumelt und trollten sich endlich fluchend und schimpfend hinaus. Grinsend sah er auf das Mädchen nieder, das in Abscheu und schwindelnder Hilflosigkeit die Augen zupreßte.

Da zuckte etwas vor seinem Blick auf, der plötzlich nicht mehr das verzerrte Gesicht umfaßte, sondern in die Dämmerung des sinkenden Abends, in weite fernem ging. Er sah auch nicht mehr die Bauernstube und das Dorf, in dem da und dort schon der Schein brennender Hütten aufflackerte, sondern eine weite Ebene mit Wäldern und grünender Flur und blau gezackten Bergen am Fuße des Himmels. Und über das weite Feld schritt einer am Pflug hinter zwei stattlichen Pferden. Der brach die duftende Scholle auf in der schwedischen Erde. Der Bauernbursch war er selbst auf dem heimischen Acker vor vielen Jahren. Er pflügte und ging heim am Abend mit seinen Tieren. Da stand die Mutter am Herd, den Hausgenossen das Essen zu bereiten. Die Schwester kam, ihm zu helfen auf dem Hofe, über den das Abendrot der friedlichen Arbeit hinstrahlte. — Und jetzt stand der andere, der er damals gewesen war, neben ihm und sah ihn fragend an: „Warum bist Du nicht ein Soldat des ehrlichen Kampfes? Warum quälst Du die Menschen, die friedlich sind wie Deine Mutter und Deine Schwester? Warum raubst Du sie aus und marterst sie zu Tode?“ — „Weil ich die Macht habe“, wollte er antworten. „Was fragst Du jetzt solch dummes Zeug! Hast mich bisher in Ruh' gelassen.“ Das andere Gesicht lächelte von weither: „Warum willst Du mich heut nicht kennen? Ich bin der Teil Deiner Seele, der in der Heimat geblieben ist, auf

dem Hof Deiner Väter, am Herd Deiner Mutter. Ich besuche Dich immer, ich reite neben Dir her auf Deinen Kriegsfahrten und ich habe oft bei Dir gefessen am Lagerfeuer.“ — „Ja, ich weiß ja, aber zu Teufel, was willst Du jetzt?“ rief Swen das Gesicht an. Und dieses lächelte ihm wieder aus der Dämmerung zu, wegmüde und traurig: „Schau zurück und denke an die arbeitsharten Hände Deiner Mutter und an die blonden Haare und das Lachen Deiner Schwester.“ Swen biß in seinen Schnurrbart. „Teufel“! grollte er und starrte vor sich hin. Da fiel sein Blick wieder auf das Gesicht des Mädchens, das vom zerzausten blonden Haar umhangen ins Leere sah. Und jetzt ging etwas in ihm vor, das er noch nicht kannte, als Striche der Südwind über vereistes Land. — Der rauhe Griff seiner Fäuste lockerte sich.

Er drückte das Mädchen auf eine Bank nieder. Sein Bart streifte dabei ihr Haar. Sie öffnete wieder die Augen, und ihre Blicke begegneten sich. Waren das nicht auch die Augen, die ihm daheim in Schweden immer entgegengelacht hatten? Die waren hier so erschreckt und verstört. Er lächelte ungefüge. „Schwester“, murmelte er, „Schwester, fürchte Dich nicht. Es soll Dir kein Leid werden.“ Sie sah erstaunt auf, als er nun zum Vater trat, der ächzend am Boden lag, und ihm wieder auf den Stuhl half. Rasch sprang sie hin und griff mit zu. Swen ging hinaus auf den Hof, wo die Kumpane lärmten und Vieh brüllte. Sie hatten einen Hammel geschlachtet. Nun wunderten sie sich, daß er sie hart anfuhr, sich das Fleisch auf dem Herd zu braten, aber sonst nichts anzurühren. Wenn von den anderen einer auf den Hof käme, den schlug er tot. „Sie hat Dich wohl verhext?“ fragten sie gröhrend und schnitten Fragen. Als nun aber doch einige Landsknechte vom Dorf daherkamen und eindringen wollten, Swen sie jedoch, ohne Worte und ohne Widerstand zu dulden, hinauswarf, wurden sie still. Sie stießen sich manchmal an: „Er ist verrückt geworden. Sie hat ihn verhext. Da ist kein gut Kirschenessen mit ihm.“ Barbara aber ging nun zwischen den Landsknechten hin und her, half ihnen beim Kochen und Braten und ward von keinem angefochten. Als die Nacht gekommen und jeder seine Lagerstatt suchte, schloß sie sich in ihrer Kammer ein, nachdem der Vater versorgt und ins Bett gebracht war.

Nach wilden Träumen und unruhigem Schlummer stand sie früh auf. Da regte sich etwas vor ihrer Tür. Sie erschrak und lauschte; aber es war wieder still. Dann trat sie hinaus, noch immer mit Furcht im Herzen. Da lag Swen, der Landsknecht, quer vor ihrer Schwelle und erwachte eben vom Schläfe. Muskete und Pallasch trug er im Arm. Barbara stand verwirrt und wußte nichts zu denken. „Was willst Du, was tatest Du hier?“ fragte sie den Gesellen, der sich langsam aufreckte. „Wachhalten“, erwiderte dieser und ging nach dem Hofe, wo seine Kameraden die Pferde zu füttern begannen. „Vor meiner Tür?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Halt's ja gesehen“, klang es zurück. Dann war er draußen. Noch eine Weile stand sie und schaute ihm nach, dann ging sie zum Herd und schürte das Feuer.



Eine Schlacht tobte zwischen den Schweden und den Kaiserlichen, nicht lange, nachdem Swens Kompanie jenes Dorf überfallen hatte. Jetzt ritt sie mit einer großen Attacke gegen den Feind. Es war nicht das erstemal, daß Swen im Reitersturm dahinbrauste, den Pallasch geschwungen und den Tod vor sich im Sattel. Aber diesmal schaute er durch Staub und Pulverdampf starr zu einem Schatten, der neben ihm ritt, und der Schatten sah ihn an mit fernem, müde lächelndem Gesicht. „Was willst Du?“ keuchte er. „Was kommst Du jetzt? Willst Du mir den Tod künden?“ „Ich will Dir nur sagen, daß Du Dich nicht fürchten sollst“, sprach der andere, der sein Gesicht trug, „weil Du Deine Heimat noch kennst und Deine Seele in Deiner Heimat wohnt.“ Dann war es finster um ihn geworden in den Staubwolken, aufgewirbelt von viel tausend Hufen, finster von Blut und Tod; und darin blitzte ein Gewirr von klingen mit rasselnden Schlägen, sprühte Eisen, gellte das Geschrei getroffener Menschen und Tiere. Dann war es still geworden, ganz still.

Über dem Schlachtfelde wob die Nacht ihren ewigen Mantel; über Not und Tod, über Sterben und Schmerzensleid. Swen lag neben seinem röchelnden Pferde und wußte nichts von sich und der Welt. Ein Schatten war über das Feld gegangen, schnell wie der Hauch des Windes. Er trug sein Gesicht. Er eilte auf dunklen Wegen durch Wälder, schwebte über Dörfer, in denen es noch Leben gab oder wo nur Schutthaufen und Tote lagen.

Und die Fylgja stand bleich im Mondlicht vor Barbaras Kammer. Wie der Mondschein glitt sie hinein vor ihr Bett. Das Mädchen schlummerte, von wirren Träumen gequält. Da sah sie das Toben der Schlacht und sah den Landsknecht reiten, der damals in ihre Hütte eingedrungen und dann vor ihrer Kammertür gewacht hatte. Sie sah ihn fallen im Gewühl der kämpfenden und in der sinkenden Nacht mit bleichen Lippen auf der Walstatt liegen. Einmal hatte er die Augen aufgeschlagen. Da bewegten sich seine Lippen. Sie formten ein Wort: „Barbara?“ Konnte es dieses Wort sein? Oder war es nur ein Seufzer. Dann war es wieder, als schauete sie ein bleiches Gesicht mit bittenden Augen an, als hebe sich eine Hand aus weiter Ferne und winke ihr matt. Das Mädchen erwachte mit einem Schrei und starckte in das Dunkel. Eine Weile dachte sie nach, indem ein Abschnitt ihres Lebens an ihr vorüberzog. Dann sprang sie aus dem Bett, kleidete sich an und ging hinaus. Sie hatte ein Bündel geschnürt und eilte nun flüchtig wie ein Wild einem Ziele zu, dem Schlachtfelde, das sie gesehen. Manchmal ging es neben ihr, wie ein Schatten, wie ein Gesicht, das ihr zulächelte. Sie hatte Swen gefunden und war neben ihm hingekniet, um ihm die Wunden zu waschen und zu verbinden. Sie war heimgekehrt mit dem Verwundeten, hatte ihn auf ihr Bett gelegt und gepflegt. Wochen und Monate lang, bis er wieder aufstehen und umhergehen konnte.

Aber er wollte nicht mehr fort. Er wollte bei ihr bleiben und über sie wachen, wie er damals in jener Nacht vor ihrer Kammertür gewacht hatte. Und es war ihr, als sehe sie in weiter Ferne ein heiteres Gesicht, ein friedlich Land, einen ackernden Pflug und den Bauer über das Feld schreiten.

# Bauern binden den Teufel an

Don O. Th. Stein

Neunz ist ein schlesisches Bauerndorf im Neisser Bischofslande. Und ein recht behäbiges, gediegenes dazu. Nicht erst seit gestern und vorgestern. Die Neunzer waren durch die Jahrhunderte hin schon immer Kerle, die sich nichts vormachen ließen.

Bischöfliche waren sie, vom Neisser Episcopus angesetzt. Doch das war beileibe keine Anweisung auf besonders starkes Christentum bei ihnen! Und da war auch noch der große Krieg hinzuzurechnen. Alles in allem ein böses und schweres Exempel. Wie anderswo auch ...

Vorerst die Geschichte mit der Neunzer Feldmühle. Was über sie und ihre Bewohner von alters her Akten, Protokolle, Kirchenbücher und dergleichen Urkunden erzählen, das ist eine Kette von Mißgeschick, wildem Blut und noch wilderen Taten.

Und wenn auch zu der Zeit, da obiges Ding in Neunz geschah, der Pfarrer des benachbarten Oppersdorf in seiner Chronik meinte, Hochburg und Hauptlager des Satans sei entschieden sein eigener Pfarrort, so braucht das nicht als Reinwaschung und Seligpreisung für die Neunzer angesehen zu werden.

Sie waren natürlich nicht die einzigen Bösewichte und Sündenbolde außer den Oppersdorfern. Übers ganze Bischofsland hin haben sich Bosheit und Laster zu der Zeit erstreckt. Zweihundert Hexen haben alsda unschuldig brennen müssen als Opfer der Verschrobenheit und Verirrtheit ihrer Zeitgenossen, denen der Klerus im Irrwahn voranging. In Neunz mußten ihrer ein Dutzend brennen ...

Das gab selbst den Bauern zu denken. Zwölf Hexen — der Daus! Da wars doch wohl klar, daß der Böse Tag und Nacht umging und suchte, welche er verschlang!

„Wenn wir dem Dinge zu Leibe wollen, damit das Hexenbrennen aufhören mag, müssen wir den Teufel selber fangen!“ meinte der Erbscholze Hans Kohlsdorf in der Gemeindeversammlung.

„Wird auch nit viel helfen!“ brummelte der Freibauer Adam Becke, „drüben in Oppersdorf hats der Hexen so viele, daß selbst der Herr Landeshauptmann die Kurasch verloren hat, dorten was zu bessern!“

„Unser Neisser Hexenofen wirds ihnen schon besorgen, dem Gesindel! Gebt ihm nur fleißig zu brennen!“ schrie der Gerichtsmann Balzer Meusel.

„Geh mir mit dem!“ knurrte böse der Freibauer Mohr, „weiß doch ein jeder, daß sie dort eitel Reiche und Vornehme brennen, auf daß sie möchten brav Güter und Geldsäcke schlucken. Die richtigen Hexen lassen sie laufen!“

„Meinst wohl die deinige?“ höhnte Balzer, „oder etwa die Feldmüllerin selig, die ein so frummes Testimonium hinterlassen hat, daß kaum der Hochwürdigste draus klug geworden?“

„Die Toten brennen schon, so sie's verdient haben!“ schnitt der Schulze den aufglühenden Streit ab, „sollt' lieber ein jeglicher von uns sich umschaun, wo er geht und steht. Könnt doch alleweil sein, daß ihm der Gottseibeiuns leibhaftig über den Weg läuft. Und dann zugreifen und festhalten, daß er nit auskann, ihr Leute!“

Zugreifen und festhalten! Ja, das würde man schon besorgen! Fäuste hatten die Bauern von Neunz ja dazu. Und Stricke würden sich auch finden. Wenn nur der Leibhaftige nicht stärker war als Bauernfäuste und Stricke!

Aber zunächst vergaßen die Neunzer den Teufel eine Zeitlang ganz über allerlei neuen Erlebnissen. Merkten dabei nicht, daß er dreist und breitbeinig unter ihnen herumstolzierte und sich an den Taten eines seiner Jünger freute.

Wieder machte die Feldmühle von sich reden. Und der Teufelsjünger war des Müllers Stiefbruder, Gustav Richter, den die alte Feldmüllerin Eva Mattern einst als Bankert in die Ehe mitgebracht hatte.

Der Bursche war zu Lebzeiten der Mutter ein rechter „maternus filius“, ein Mutterföhnchen, gewesen. Nach dem Tode ihres Mannes, dem sie mit dem Buben nicht unter die Augen kommen durfte, hatte Frau Eva in ihrem Testament dem Gustav etliche hundert Taler vermacht. Schon vor dem Kriege.

Der Bursch war dann zu den Kaiserlichen gegangen und kehrte erst zwanzig Jahre nach der Mutter Tode wieder heim.

Drei Jahre war der Krieg schon vorbei. Richter sah selber mehr dem Leibhaftigen als einem Menschen in seiner wüsten Zerclumptheit und Verderbtheit ähnlich.

„Hast nichts von Sengen und Brennen gespürt hiet und brav Speck angesetzt. Hiet mit dem Erbe!“ forderte der altgewordene Soldat rauh und heftig.

Friedrich Mattern, der Müller, kratzte mit Hängen und Würgen hundert Taler zusammen. Da ward Gustav Richter in der Wut zum Brudermörder.

Dachte nicht an Flucht. Wußte sich herauszureden, er habe gegen den viel stärkeren Müller sein Leben wahren müssen. Und kam so mit der Errichtung eines Sühnesteins davon, der heute noch bei der Neunzer Feldmühle steht.

So verpaßten die Neunzer die Gelegenheit, den Satan in seinem Jünger zu fassen. Ließen sogar zu, daß der Mörder das Weib seines Opfers ehelichte! Wenn sie nur Anlaß hatten, ihre Mäuler lustig tanzen zu lassen!

Dem Gustav Richter tastete sich aber in jener Zeit ein Kriegskamerad nach, dem er oft genug im Zeltlager von seiner Heimat und dem seiner wartenden Erbe erzählt hatte. Ein Welschtiroler wars, der Melchior, und nicht viel

weniger widrig als sein Zeltbruder. Nur zermürbter vom Feldleben noch als der. Sah einem bösen Gespenst wahrlich ähnlicher als einem Christenmenschen.

So kam er ins Dorf gehinkt. Vom letzten Marodezug noch eine Kugel im Bein und den andern Fuß in Klump gehauen, daß er ihn in eine unförmige Rindschaut statt in einen Schuh hatte stecken müssen. Wie ein Pferdefuß sah das aus.

Balzer Meusel kriegte den Urian schon draußen auf dem Feldweg zu Gesicht, ehe er ins Dorf biegen konnte.

Das konnte nur der Leibhaftige sein! Und zu allem Überfluß hatte der Invalid auch noch den Schwanz eines verzehrten Eichkaters aus der hinteren Rocktasche hängen.

Meusel rannte, raffte Stricke zusammen. Rief seine Knechte und etliche Bauern. An der Kamikbrücke nahe der Mühle warfen sie Melchior und banden ihn unbarmherzig fest an den steinernen Eckpfosten der Brücke.

Dann rannten sie ins Dorf und schrien ihre Heldentat, sie hätten den Teufel gefangen, gebührend aus.

Als am Abend die Menge der Neugierigen sich verlaufen hatte, erwachte der welsche Melchior aus seiner Unmächtigkeit. Sah sich um. Versuchte sich loszumachen und konnte nicht, denn die Stricke hielten eisern, und jede Bewegung schmerzte ihn entsetzlich.

Schwächlich geinend, denn er war schier verhungert, wollte er um Hilfe rufen. Aber da hörte niemand. Daß man ihn, den armseligen Schwartenhals, für den Teufel ansehen könne, das dacht er sich nicht.

Nacht und folgender Tag vergingen. Nur daß die Neunzer selbst vor dem angebundenen Teufel noch eine höllische Angst hatten, dankte ers, daß sie ihn nicht steinigten.

Am zweiten Abend — schon war er schier abgestorben — kam der, den er eigentlich gesucht hatte, der brudermörderische Feldmüller. Sah im ungewissen Dämmerlicht des Abends den Kriegskameraden und sprang ihm bei.

Freilich konnte dem Melchior die Kameradentreue auch nicht mehr helfen. Auf dem Scheunenstroh der Feldmühle tat er den letzten Pfiff.

Nun fanden die Neunzer am Morgen die Stricke leer. Trösteten sich aber: zwei Tage hatten sie den Teufel doch gehalten! Das würde er sich schon merken und die Gemarkung meiden!

Und richtig ist er seitdem den Neunzern unsichtbar geblieben.



# Von Wappen schlesischer Städte

Otto Runkel

Wandere einmal durch die Gassen einer schlesischen Kleinstadt, sofern sie nicht an einer großen Verkehrsstraße liegt, die mit ihrem rasenden Auf und Ab viel Gewesenes hinweggerafft! Du wirst da Dinge sehen, die dir die Großstadt vielleicht nur noch in ganz verstohlenen Winkeln alter Gassen zeigt. Da ragt ein kunstvoll gearbeiteter Eisenarm über die Straße. Allerlei phantastische Tierformen und wunderliches Rankenwerk weist er auf und hält mit ehernen Krallen die Gestalt eines Ritters, dessen Lanze ein sich krümmendes Ungeheuer aufspießt. Gegenüber prangt nicht weniger schön ein goldener Hirsch. Zeigt jener Eisenarm an, daß dort der Wirt „Zum Schwarzen Ritter“ sein Gewerbe betreibt, so kündigt dieser an, daß „Der Goldene Hirsch“ gleichfalls eine Stätte echter Gastlichkeit ist. Viele andere ähnliche Dinge kannst du beobachten, die dir anzeigen, wer im Hause wohnt. Sie laden dich aber gleichzeitig ein, einzukehren und Raft zu halten von deiner Wanderung. Jene sind sog. *Gewerbezeichen*, wie sie in einer Zeit entstanden, als Lesen und Schreiben noch Künste waren, die nicht jeder verstand. Zeichen, die besonders in der mittelalterlichen Blütezeit des Handwerks entstanden, Zeichen, die sich in den Zunftsigeln, mit denen man Gesellen- und Meisterbriefe versah, ihnen größere Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit zu verleihen, wiederfinden.

Wandere einmal aus der Stadt hinaus aufs Land. Auf der Dorfstraße hörst du ganz im Gegensatz zum städtischen Pflaster, auf dem das laute Getriebe eines wirbelnden Verkehrs seine Wellen schlägt, frohes Kinderlachen. Du wirst inne, daß „der Blutstrom des Volkes nur aus der Landbevölkerung heraus lebendig erhalten werden kann“. Der Träger aber dieses Gedankens ist auf dem Lande die bäuerliche Familie oder besser gesagt, die bäuerliche Sippe. Die verwandtschaftlichen Bindungen sind auf dem Land ungleich fester als in der Stadt, wo sie sich im Laufe der Zeit mehr und mehr lockerten, sie waren freilich in vergangenen Tagen noch viel inniger und fester. Da besaß jede Sippe ihre *Hausmarke*, ihr Wappen, zu einer Zeit schon, da die bürgerlichen Wappen der Zünfte und die Wappen der Ritterschaft noch nicht vorhanden waren. Es waren zunächst Zeichen, die erkennen ließen, wer der Eigentümer des Hauses oder Gerätes — denn auch auf diesem befanden sie sich — war, aber auch Zeichen, die auf die Zusammengehörigkeit der Glieder der Sippe deutlich hinwiesen, Familien-, Sippenwappen, eigentliche Bauernwappen.

Erst viel später entstanden die ritterlichen *Wappen*. Auch sie waren anfangs nur Erkennungszeichen. Die zum Turnier reitenden, völlig in Eisen gekleideten Ritter bedurften ihrer, brachten sie auf ihren Schildern an oder setzten sie als „Kleinod“ auf ihre Helme. Vielfach zeigten sie Wappentiere, Löwen, Adler, Leoparden u. dergl., die auf orientalische oder auf byzantinische Herkunft schließen ließen und betreffs ihrer Entstehung in die Zeit der Kreuzzüge

zurückweisen. Bei Beginn der Kampfspiele fand eine Wappenschau statt, die der Herald leitete, der darum mit den bestehenden Wappen und ihren Trägern vertraut sein mußte. Seine Wissenschaft um diese, die Wappenkunde, trägt nach ihm noch heute die Bezeichnung Heraldik.

Waren die Wappen anfangs Erkennungszeichen für einzelne, so wurden sie, da ihre Träger sie dauernd beibehielten und vererbten, Kennzeichen ganzer Familien, Sippen und Geschlechter und auch von der Person auf den Besitz übertragen, vom Herrn auf die Herrschaft, vom Grafen auf die Grafschaft. Auch kaiserliche und königliche Vasallen, ja selbst öffentliche Beamte führten ihre Wappen. Vereine, Korporationen, Klöster und Stifte, Gemeinden und Städte besaßen solche, ihrem Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl Ausdruck zu geben. Vielfach wurden sie durch besondere Wappenbriefe, die der Landesherr oder gar der Kaiser ausstellte, verliehen. Manche Wappen wurden auch durch altes Herkommen und langjährigen Gebrauch sanktioniert. Mitunter trugen die Wappen Wappensprüche oder Devisen.

Die Heraldik scheint manchem eine trockene Wissenschaft zu sein und wurde in den Zeiten, da man der Heimat und ihrer Geschichte wenig nachging, da man sich „in Rom, Athen und bei den Lappen in jedem Winkel auskannte“, daheim aber im eigenen Vaterhause im tiefsten Dunkel tappte, kaum beachtet. Und doch ist es ebenso interessant wie wertvoll, sich mit ihr zu beschäftigen. Heute hat man sich wieder auf diese Dinge besonnen und weiß wieder, daß die Wappen in ihrer strengen Schönheit einmal den Sinn für einfache echte Kunst zu wecken vermögen, daß der Vergleich heimischer Wappen mit denen anderer Städte wertvolle Zusammenhänge bloßlegen, daß insbesondere die erstgenannten manchen Einblick in die geschichtliche Vergangenheit der Heimat oder der Heimatstadt gewähren können, zum mindesten aber anregen, der Spur derselben nachzugehen.

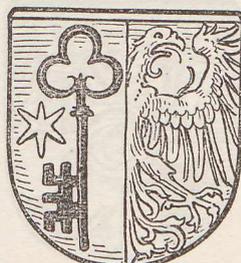
Jrgendwo und -wann sind in den Tagen deutscher Kleinstaaterci viele Städte und Städtchen, Flecken und Dörfer einmal Residenzen gewesen, waren von einer mächtigeren Standesherrschaft einer geringeren zu Lehen gegeben oder gehörten gar zu einem gräflichen Besitz. Bei pietätvoller Erinnerung daran übernahmen sie die ganzen Wappen oder Teile der Wappen ihrer ehemaligen Landes- oder Schutzherrcn in ihre eigenen Wappen oder Siegel auf. Unter den Städten der schlesischen Heimat gibt es manche, die diese Erinnerung an ehemalige Herrschaften aufweisen.



Leschnitz



Oppeln



Tost



Beuthen

In Schlesien waren es nicht allzuviel Herrscher, die sich in das Land teilten, in erster Linie die Herzöge von Schlesien. Von weltlichen Herrenwappen finden wir in Schlesien somit vor allem vertreten den goldenen Adler im blauen Felde, das Symbol der Herzöge von Oberschlesien, den niederschlesischen schwarzen Adler in Gold, rot bewehrt und mit Silber im Halbmond belegt, der in der Höhlung ein Kreuz zeigt, sowie den silbernen Löwen von Böhmen. Den obereschlesischen Adler hat allein *Leschnitz* in sein Wappen so übernommen, wie ihn das alte Herzogtum führte, doch erst seit dem 18. Jahrhundert. Eine Anzahl von Städten führt den Adler nur in einer Hälfte des gespaltenen Schildes, fügen aber in der anderen Hälfte städtische Beizeichen hinzu. So setzt *Rosenberg*, auf seinen Namen hindeutend, eine halbe rote Rose in ihr Siegel. *Schurgast* führt in Gold einen grünen Eichenzweig mit silbernen Eicheln bei. Der Pfst soll gleichfalls auf den Namen hinweisen. *Oppeln* zeigt neben dem halben Adler ein halbes goldenes Kleeblattkreuz, das sich auf die Kirche zum heiligen Kreuz beziehen soll, und *Groß Strehlitz* führt eine Rebe mit blauen Trauben. Bei diesen Städtewappen ist der Adler in der rechten Hälfte des Schildes. Links steht er bei *Tost*, *Beuthen*, *Carlsruhe* und *Guttentag*. *Tost* trägt in der rechten Hälfte in Silber einen schwarzen Schlüssel und einen roten Stern. *Beuthen*, die obereschlesische Bergbaustadt, zeigt einen arbeitenden Bergmann. *Carlsruhe* hat ein Wappenzeichen, das man sonst nur gewohnt ist im Württembergischen zu finden, in Gold drei Hirschstangen. Es ist das Wappenzeichen der württembergischen Herzöge. Der Sohn des Herzogs Julius Friedrich von Württemberg, *Silvius Nimrod*, hatte 1647 die Erbtochter des letzten Herzogs von Oels und Münsterberg geheiratet. Sein Sohn und Nachkomme, der sich Herzog *Carl Christian Erdmann* von Württemberg-Oels nannte, erbaute Schloß und Stadt, gab dieser Namen und Wappen. *Guttentag* weist mit der halben silbernen Rose darauf hin, daß die Stadt vorübergehend im Besitz der Herren von Rosenberg gewesen. Einen eigenartigen Farbenwechsel haben *Katibor* und *Krapitz* mit dem Adler vorgenommen. *Katibor* führt ihn silbern im roten, *Krapitz* schwarz im goldenen Feld, und beide fügen ein silbernes Rad bei, *Katibor* in Rot, *Krapitz* in Blau. Will das Rad bei jenem auf den Klang des Ortsnamen hindeuten, so erscheint es bei diesem unbegründet.



Katibor



Glogau



Lissa



Nimptsch

Den niederschlesischen Adler in ganzer Gestalt führen mehrere Städte. So tun es Breslau und Glogau im gevierten Schild. Breslau hat ihn im zweiten Felde deselben. Das erste Feld zeigt im roten Untergrunde den gekrönten doppelschwänzigen silbernen Löwen, das Wappentier Böhmens. Das dritte Feld enthält in Gold ein schwarzes W, den Anfangsbuchstaben des Stadtnamens Wratislawia. Im vierten Feld befindet sich der Kopf des Evangelisten Johannes, und das Ganze ist belegt mit dem Haupt Johannes des Täufers auf einer silbernen Schüssel. Glogau führt den Adler gleichfalls im zweiten Felde des gevierten Schildes, im ersten die Mutter Gottes mit Kind und Szepter in goldenen Strahlen auf dem Halbmond stehend, im dritten in Gold einen schwarzen Stierkopf, und im vierten Felde in Blau auf silbernem Aste einen schwarzen Raben. Ein rotes Herzschild trägt ein goldenes G. Das älteste Glogauer Wappen von 1310 zeigt einen Wächter zwischen den Türmen einer Burg und den schlesischen Adler im Torbogen. An dessen Stelle trat dann die Gottesmutter. Das jetzige zusammengesetzte Wappen stammt aus dem 18. Jahrhundert. Einfacher sind die Wappen anderer Städte. Im gespaltenen Schild fügt Prausnitz in Schwarz eine erhobene offene Rechte dem Adler bei. Die Hand soll offenbar als Symbol des Rechts gelten. Die gleiche Bedeutung hat der erhobene Arm im Wappen von Lissa. Steinau/Oder setzt neben dem Adler eine halbe rote Burg, Stroppen ein halbes sogenanntes Wurfeisen, Beuthen/Oder zeigt links einen silbernen Fisch, der auf die Lage der Stadt am Strome deutet. Neumarkt führt neben dem Adler einen Rebzweig mit blauen Trauben. Lüben läßt aus dem Adler statt des Halses die Mutter Gottes hervorstechen und zeigt schon seit dem 14. Jahrhundert dieses seltsame Bild. Im Wappen von Nimptsch steht der Adler auf einem roten Turm, der zwischen zwei Eichenzweigen sich befindet. In einem Schild erscheint er bei Neustädtel im Bezirk Liegnitz. Dieser schwebt zwischen den Türmen einer silbernen Burg und ist gekrönt mit einem silbernen Kreuz. Haynau hat den Adlerschild im Torbogen einer silbernen Burg, über der Sonne und Mond stehen. Ähnlich sind die Wappen von Bunzlau und Priebus, bei denen das Adlerschild im offenen Tor einer dreitürmigen roten Burg erscheint.

Den silbernen böhmischen Löwen führen in fast gleicher Art Landeck, Habelschwerdt und Glatz. Die drei Städte haben von jeher dieses



Bunzlau



Glatz



Liegnitz



Görlitz

Wappen geführt, Glatz schon seit dem 13. Jahrhundert, haben es immer beibehalten, obschon bei einigen die Landesherren im Laufe der Zeit vielfach wechselten. Leobschütz, dem Ottokar von Böhmen 1270 Stadtrecht verlieh, fügt dem Löwen einen Stern bei. Rothwasser/Oberlausitz läßt ihn über rotes Wasser schreiten. Liegnitz stellt ihn linksgewendet mit gekreuzten Schlüsseln dar. Im 13. Jahrhundert nahm man den heiligen Petrus, dessen Symbol die Schlüssel sind, ins Wappen, fügte gar noch den heiligen Paulus hinzu. Erst im 18. Jahrhundert kam man wieder auf das ursprüngliche Wappen zurück. Görlitz hat die Bären im zweiten und dritten Felde seines gevierten Schildes, im ersten und vierten aber den schwarzen Doppeladler. Ein roter Herzschild, der einen silbernen Balken aufweist, überdeckt durch eine goldene Kaiserkrone, liegt auf dem Wappen. So wurde dieses 1536 von Karl V. verliehen.

Farbenprächtig und formenreich sind auch alle die schlesischen Städtewappen, die nicht die Symbole eines ihrer Landesherren aufnahmen. Da sind zunächst alle die zu nennen, die auf ein blühendes Gewerbe hinweisen. Am zahlreichsten sind natürlicherweise die Bergmannswappen, die entweder die gekreuzten Berghämmer allein oder zusammen mit anderen Dingen bringen oder gar den Bergmann bei seiner Arbeit darstellen. Man denke an Beuthen, Weißwasser, Kupferberg, Goldentraum, Rudelstadt, Reichenstein, Silberberg. Man denke an Langenbielau, das mit seinen Weberschiffchen auf die Weberei weist. Da sind alle die, die auf Land- und Forstwirtschaft hinweisen, sowie die, die an ehemaligen Weinbau erinnern. Da sind endlich alle die, die man zu den redenden Wappen rechnet, weil sie die Namen der Stadt erklären wollen und dabei in ihrer Originalität recht oft den Humor derer verraten, die sie vor Zeiten schufen.

Die Heraldik galt bisher als trocken und blutlos. In Wirklichkeit vermag jedes Wappenbild manches von der Heimat und ihrer Vergangenheit zu berichten. Nur muß man mit offenen Augen und einem aufgeschlossenen Sinn an alle diese Fragen herantreten, dann beginnen die „toten Wappen“ zu leben und erzählen uns manches vom Schicksal unseres Landes und unserer Ahnen.



Breslau



# Schlesiens Anteil an der Deutschen Leistung

Von Dr. Manfred Schubert

## Die künstlerische Leistung Schlesiens

Das architektonische Antlitz Schlesiens weist eine Buntheit und Vielgestaltigkeit auf, die den Fremden fast als Gegensätzlichkeit anmutet und die gegenüber anderen Kulturlandschaften mit ihrer Stetigkeit der Überlieferung Überraschung hervorruft. Es ist das Spiegelbild der Vielfältigkeit des schlesischen Menschen und seiner wechselvollen Geschichte, dem trotz aller Unruhe ein Grundzug nicht fehlt, das harmonische Zusammenklingen der scheinbar widerstreitenden Fülle. Hermann Stehr erklärt das Geheimnis der beglückenden Harmonie der Widersprüche aus der „Gedämpftheit ihrer gegensätzlichen Bildung“. Damit wäre es der mit so viel künstlerischer Einbildungskraft begabten schlesischen Seele gelungen, die Vielseitigkeit ihrer Betätigungsformen im geschichtlichen Ergebnis zu einer Ganzheit und Einheit zu runden.

Auf dem Gebiete der Baukunst finden wir in Schlesien alle Stilarten namhaft vertreten, die das Abendland seit den Tagen der Wiedereindeutschung des deutschen Ostens hervorgebracht hat. Sogar einige romanische Kunstdenkmäler sind uns aus der Frühzeit der Siedlung überliefert worden (Jobtenaltertümer, Reste von St. Vinzenz und einige Tympana in Breslau und Trebnitz). Wie auch im übrigen Osten waren zunächst die Orden die hauptsächlichsten Bauherren, neben den Augustinerchorherren und den Prämonstratensern vor allem die Zisterzienser. Aus dieser Zeit (12. und 13. Jahrhundert) sind in erster Linie die großen, später allerdings umgestalteten Klöster Leubus, Grüssau, Heinrichau und Rauden anzuführen. Im gotischen Stile, der Ausdrucksform jener Zeit, entstanden bald auch zahlreiche recht bedeutende Kirchen, so der Breslauer Dom (Baubeginn 1244) und einer der schönsten Hallenbauten, die Breslauer Kreuzkirche (begonnen 1288), ferner die Liebfrauenkirche in Ratibor, der Dom von St. Marien in Striegau, die Jakobikirche in Meisse und die Elisabethkirche in Breslau. Aus der spätgotischen Zeit (14. und 15. Jahrhundert) stammt das Breslauer Rathaus. Es ist, wenn nicht gar das schönste, so eines der schönsten Stadthäuser Deutschlands aus diesem Zeitraum. Seine großartige Formenfülle, die man sonst nur in Süddeutschland zu finden glaubt, ist ein überzeugender Ausdruck des Wertbewusstseins und künstlerischen Sinnes der Bürger aus einer Zeit der Blüte ihrer Stadt, die damals mit Wien und Oberdeutschland wetteiferte. Das Breslauer Rathaus ziert den an stilvollen Giebelhäusern reichen Ring (so nennt man in Schlesien

den Marktplatz) der Landeshauptstadt, der damit in Klarheit und Schönheit der Durchführung ein Musterbeispiel für schlesische Stadtplanung darstellt. Er wurde im Jahre 1241 bereits in seiner heutigen Größe abgesteckt. An Schlesiens große Kampfzeit gegen die Übergriffe der Tschechen erinnern zahlreiche Burgruinen des Sudetenvorlandes (z. B. Burg Kynast, Kynsburg, Bolkoburg, Gröditzburg usw.), die dieser Gegend den Beinamen „Schlesisches Burgenland“ verschafft haben.

Es folgt eine Zeit, in der der romanische und österreichische Süden stärkste Anregungen vermittelt haben. Die Geistesrichtung des Humanismus, der in Schlesien so viele hervorragende Kräfte zur Entfaltung brachte, hat in zahlreichen Renaissancebauten ihren künstlerischen Niederschlag gefunden. In vorderster Reihe stehen hier großartige Fürstenbauten, das Brieger Pfaffen-schloß an der Spitze. Herzog Heinrich II. ließ es unter Beteiligung deutscher Meister durch den Mailänder Jakob Parr erbauen (Beginn 1544). Sein Hauptschaustück, der Torturm mit der Prunkfassade, der allein leider nur erhalten geblieben ist, bildet mit Chor und Turm der Hedwigskapelle und dem sogenannten Löwenturm eine nach deutschem Geschmack geformte malerisch bewegte Gruppe. Wenn die heute geplante Wiederherstellung des Gesamtbaues zur Ausführung kommt, wird Schlesien um eine kostbare Sehenswürdigkeit reicher sein. Weit geräumiger ist das Renaissanceschloß in Oels (1558—1603), das bereits im vorigen Jahrhundert wiedererneuert wurde. Von hervorragenden Bürgerbauten dieses Bauftils sind vor allem drei zu nennen: das Brieger Rathaus mit seiner großartigen Gruppenkomposition von Türmen, Loggien und Haupt- und Nebengiebeln, die vielbewunderte Rathhaustreppe in Görlitz von dem einheimischen Stadtbaumeister Wendel Koskopf d. Ä. (1537) und der Spätrenaissancebau des prachtvollen Neisser Kämmereigebäudes (Anfang des 17. Jahrhunderts).

Die von Österreich vorgetragene Gegenreformation brachte eine neue Kunst-richtung, die in Schlesien vorherrschend geworden ist und dem Lande ihren heiteren Stempel aufgedrückt hat. Mit dem Barockstil hielt ein neuer Begriff von Größe, Pracht und Pathos, der Ausdruck überquellender Lebensfreude, leichtbeschwingter Form und verschwenderischer Gestaltungskraft seinen Einzug. Träger der neu einsetzenden katholischen Kirchenbaubewegung waren hauptsächlich die Jesuiten. Sie bauten die alten Klöster um: die Grüssauer Zisterzienserkirche verwandelten sie in den schönsten Barockbau Schlesiens (1728—1735), das Mutterkloster in Leubus gestalteten sie um zur größten barocken Klosteranlage Deutschlands, aus dem Augustiner-Chorherrenkloster auf der Breslauer Sandinsel formten sie einen großartigen Barockbau und Heinrichau, ebenfalls umgebaut, statteten sie im Innern mit besonders reichen Holzschnitzereien aus. In Breslau erbauten sie ein Jesuitenkolleg (begonnen 1728), das 1811 zur Universität wurde. Es dürfte heute wohl das größte und schönste Universitätsgebäude Deutschlands sein. Seine Rauffülle kommt oderwärts am stärksten zur Geltung, während der Blick von der Stadtseite auf Kaisertor, Südfügel, Torhalle und Matthiaskirche von einzigartiger und für Deutschland einmaliger architektonischer Schönheit ist. Die Aula (und



Brieg - Portal des Diastenschlosses

Aufn.: Gröger



Schönes Schlesiens - Kloster Lebus

Aufn.: Klette



Laubenhäuser am Ring zu Kirchberg i. Rfgb.



Aufn.: Dr. Wolff

Breslau - Dom, Barockfiguren in der Elisabethkapelle

auch der Musiksaal) ist in ihrer überwältigenden Formenpracht einer unserer herrlichsten Prunkräume. Zahllos sind die Barockkirchen in Schlesien. Wir nennen besonders die Kreuzkirche in Neisse, die Matthiaskirche in Breslau, die Jesuitenkirche in Glogau und die Stadtpfarrkirche in Glatz. Der berühmte Wiener Baumeister Fischer von Erlach baute die Kurfürstenkapelle am Breslauer Dom. In der Barockzeit erhielten vermutlich auch die zahlreichen reizvollen Städtebilder ihr endgültiges Gepräge (Alt Breslau, Neisser Ring, Laubengänge und Giebelhäuser in Landeshut, Hirschberg, Löwenberg usw.). Mit der Besitzergreifung durch Preußen bricht auch baulich eine neue Zeit an. Nirgends deutlicher drückt sich das doppelte Antlitz Schlesiens aus als auf dem Gebiete der Baukunst. Der Zeit des österreichischen Barocks folgt der preußische Klassizismus, der von Schlesiern selbst begründet wurde. Der Baumeister des großen Königs war der Schlesier von Knobelsdorff. Er hat das nüchterne Preußentum künstlerisch bereichert durch die Schloß- und Gartenanlagen von Rheinsberg, Sanssouci und Charlottenburg (unter selbständiger Verwendung des Rokokostils); er baute ferner das Berliner Opernhaus und erwarb sich um die Durchgliederung des Tiergartens bleibende Verdienste. Karl Gotthard Langhans (1733—1808) hat jene Kunst- richtung begründet, die Moeller van den Bruck als den „preußischen Stil“ (Neuklassizismus) bezeichnet hat. Er schuf im Brandenburger Tor (neben anderen Bauten in Breslau und Berlin) das große Sinnbild des Preußentums (1789—1793), in dem Ernst, soldatische Strenge und festliche Siegerfreudigkeit ihren einmaligen, sinnfälligen Ausdruck gefunden haben. Bedeutende schlesische Baumeister des vorigen Jahrhunderts waren der Sohn von Langhans (Palais des Prinzen Wilhelm Unter den Linden), Heinrich Gentz (Treppenhaus und Festsaal des Weimarer Schlosses), Gottfried Semper (Gemäldegalerie am Zwinger) und Martin Dülfer (Theaterbauten in Meran, Dortmund und Lübeck und Bau der reizenden Villa Schenk in Freiburg i. Br.). Durch den Dombaumeister Friedrich Zwirner hat Schlesien auch hervorragenden Anteil an dem gotischen Meisterwerk des Kölner Domes genommen (am 1842 begonnenen Bauabschnitt). Es ist ferner entscheidend beteiligt an der Überwindung des unfruchtbaren historischen Baustils und der Gestaltung neuer, zukunftsstarker Bauformen. Im modernen Zweckbau hat Peter Behrens Vorbildliches geleistet (auch Mitschöpfer des Leipziger Völkerschlachtdenkmal). Von Breslau und Schlesien nahm der große Baumeister unseres Jahrhunderts, Poelzig (Messegebäude u. a.), seinen Aufstieg. Max Berg schuf in der Breslauer Jahrhunderthalle den großartigsten Kuppelbau Europas (1913). Nachdem schon in germanischer Frühzeit die Kunstfertigkeit in Schlesien auf erstaunlicher Höhe gestanden hatte, wie zum Beispiel das wandalische Fürstengrab von Sacrau zeigt, setzte nach der kurzen slawischen Übergangszeit ein neuer kultureller Aufschwung ein. Das älteste der uns überlieferten bedeutenden Werke schlesischer Bildnerei ist die Plastik auf dem Grabmal Heinrichs IV. in der Breslauer Kreuzkirche (Ende des 13. Jahrhunderts). Unter den Kaisern aus dem Hause Luxemburg erlebte Schlesien auch auf diesem Gebiete der Kunst eine hohe Blüte (etwa von 1360—1420). An erster

Stelle stehen hier die Werke hervorragender Schnitzkunst an der Breslauer Magdalenenkirche. In den Magdalenen-Aposteln (um 1730), der etwas jüngeren Kreuzigungsgruppe und der Löwenmadonna kommt vorwiegend bodenständige Kunst zum Durchbruch, die den Motiven Pietagruppe und Schöne Madonna vollendete Gestaltung gegeben hat. Einer anderen Künstler-schule entstammt der Altar der Breslauer Goldschmiede, über den die Entwicklung weiterführt zum sogenannten Stanislausaltar, bei dem die dramatische Gruppierung der Figuren durch eine geschickte Lichtführung noch wesentlich an Ausdrucksfähigkeit gewonnen hat. Dem gleichen Zeitraum gehört auch das Mystikerkreuz des Diözesanmuseums an. Die stärkste Erscheinung unter den schlesischen Barockbildhauern ist der aus Norwegen eingewanderte Thomas Weißfeld (1721). Reich an Holzschnitzereien aus dem 17. Jahrhundert ist die Liebfrauenkirche in Ratibor. Aus dieser Zeit kunst-sinnigen Stadtbürgertums stammen auch zahlreiche Kunstschmiedearbeiten, unter denen der „Schöne Brunnen“ in Neisse wohl den ersten Platz beanspruchen kann (gearbeitet von Wilhelm Helleweg 1686).

Im Jahre 1798 gliederte der Graf von Reden der königlichen Hütte in Gleiwitz eine Kunstgußabteilung an, die viele künstlerisch reizvolle Plaketten und Medaillen in Eisenguß herausgebracht hat (so unter anderem die Eisernen Kreuze und Schmucksachen mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen“ im Jahre 1813). Für die Gleiwitzer Kunstgießerei arbeiteten neben den ober-schlesischen Bildhauern Riß und Kalide auch die großen Meister Schinkel, Rauch und Schadow. Der Gleiwitzer Riß hat sich außerdem in bedeutenden Denkmälern verewigt. Auf den Breslauer Ring steht das von ihm (1827) geschaffene Standbild des großen Königs und vor dem Deutschen Museum in Berlin die vielbewunderte Gruppe der mit einem Panther kämpfenden Amazone (1835), deren bewegter Stil bereits Ansätze zu einer Überwindung des Klassizismus erkennen läßt. Auch Otto Lessing, ein Verwandter des Dichters und zugleich Maler, ist der Schöpfer zahlreicher Denkmäler. In der Bildhauerkunst der Gegenwart gebührt dem leider früh verstorbenen Beuthener Thomas Myrtek ein ehrenvoller Platz.

Die Geschichte der Malerei beginnt in Schlesien (außer zahlreichen Fresko-gemälden, wie z. B. die 48 Wandgemälde in der Breslauer Elisabethkirche) mit dem „Breslauer Meister von 1444“. Sein herrlicher Barbaraaltar bedeutet für Schlesien dasselbe wie der Tucheraltar für Nürnberg, dem er künstlerisch mindestens gleichwertig ist. Unsere schönen Barockkirchen schmücken viele Bilder des im 17. Jahrhundert aus Königsberg zugewanderten Malers Willmann (1630—1706), der sein bedeutendes Lebenswerk ganz seiner Wahlheimat zugewendet hat. Aus den deutschen Malerschulen des vorigen Jahrhunderts sind mehrere namhafte Schlesier hervorgegangen. Von Karl Friedrich Lessing (Alt Düsseldorfer Schule) stammen berühmte Geschichtsgemälde, wie beispielsweise „Fuß vor seinem Scheiterhaufen“ oder „Die Disputation zwischen Luther und Eck“. Ein anderer bedeutender Vertreter der Schadow-Schule ist der spätere Direktor der Dresdener Gemälde-

galerie Julius Hübner („Der Fischerknabe und die Nixe“). Dem Piloty-Schüler Eduard Grützner aus Oberschlesien verdanken wir die humorvollen Klosterbilder in der Städtischen Galerie in München, deren bekanntestes „Die Weinprobe“ ist. Die Romantik des alten Breslau hat Adalbert Woelfel im Bilde festgehalten. Zu den Meistern der Landschaft und des Porträts zählt Graf Kalkreuth. Unter den jüngeren schlesischen Malern der Gegenwart finden sich Begabungen, die bereits in ganz Deutschland Anerkennung gefunden haben.

Seine beiden größten Maler hat der schlesische Stamm, getreu seiner geschichtlichen Überlieferung, nach dem Süden und nach dem Norden entsandt: den bei Reichenberg beheimateten Sudetenschlesier Joseph Führich nach Wien und Rom und den Breslau Adolf Menzel nach Berlin. Führich zählt zu den Meistern, die in der Casa Bartholdi und in der Villa Massimi in Rom gearbeitet haben; Zeugen seiner Größe in Wien sind der Kreuzweg in der Kirche St. Nepomuk und die Fresken aus dem Leben Christi in der Alt Lerchenfelder Kirche. — Menzel ist aus dem Biedermeierstil heraus zum größten Wirklichkeitsmeister und Geschichtsdarsteller seines Jahrhunderts geworden. Durch ihn, den Schlesier, hat die Volksidee des großen Königs, der Schlesiens Schicksal in die preußische Einheit fügte, ihre unübertreffliche künstlerische Gestaltung gefunden. Friedrichs unsterblichen Ruhm künden: „Der König auf Reisen“, „Tafelrunde“, „Flötenkonzert“ und „Bon soir, messieurs“. Den Breslauern wohlvertraut ist „Die Huldigung der schlesischen Stände“, ein hochpolitisches Ereignis zeigt die „Begegnung Friedrichs des Großen mit Josef II. in Neisse“, und von größter Wirklichkeitstreue ist die Darstellung der Arbeit im „Eisenwalzwerk“ Königshütte. Menzels zahllose Schöpfungen atmen alle seine warme, weiche Menschlichkeit, seinen klugen, gütigen Humor. Keiner hat ihn wohl besser charakterisiert als sein Zeitgenosse Theodor Fontane mit den Worten: „Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr vieles, um nicht zu sagen alles ...“.

Die Musikfreudigkeit des Schlesiers, die er gern mit der ihm eigenen Heimatliebe und Wanderlust verbindet, hat sich bereits frühzeitig und durch eine in die Breite gehende Zahl von Begabungen schöpferisch bekundet. Aus der Zeit, in der überhaupt die Anfänge einer deutschen Tonkunst im heutigen Wortsinne beginnen, stammen die Motetten des Himmelwitzer Zisterzienserabtes Johann Nucius (1620). Martin Opitz, der geistige Revolutionär seiner Zeit, hat uns, ohne selbst Musiker zu sein, das italienische Singspiel vermittelt und ist damit zum Mitschöpfer der deutschen Oper geworden. Aus „Österreichisch-Schlesien“ stammt der in der Mozartzeit gefeierte Singspielkomponist Karl Ditters von Dittersdorf, dessen bekanntestes Werk „Doktor und Apotheker“ heißt. Von den zahlreichen Musiklehrern sowie ausübenden und schöpferischen Künstlern der folgenden Zeit seien nur folgende namentlich aufgeführt: die Kirchenmusiker Joseph Schnabel, Moritz Brosig, Max Filke; die Lieder- bzw. Opernkomponisten Rudolf und Robert Kadecke, Heinrich Marschner, Josef Elsner und Karl Zuschneid, die vielgerühmte Sängerin Corona Schröter, der große Gesangslehrer Heinrich Panofka, der bekannte Orgellehrer Karl Haupt und der bedeutende

Thomaskantor Ernst Friedrich Richter. Auch im Musikschaffen der Gegenwart ist Schlesiens hervorragend vertreten.

Aber auch an den großen und unsterblichen Meistern der Tonkunst hat Schlesiens seinen Anteil. Nicht allein dadurch, daß Georg Friedrich Händel durch zahlreiche seiner Vorfahren ihm blutsmäßig eng verbunden ist, ganz gehört ihm ein anderer, der ihm allerdings lange nicht zuerkannt worden ist. Manche werden auch jetzt noch überrascht sein zu hören, daß in Franz Schubert (1797—1828) gar nicht Wiener, sondern schlesisches Blut die liedmäßige Begabung seines Stammes zu unerreichter Ausdrucksfähigkeit gesteigert hat. Schubert stammt aus dem seinerzeit bei Österreich verbliebenen Teile Schlesiens, dem sogenannten Österreichisch-Schlesien. Die Heimatstadt seiner Eltern ist das unmittelbar an der Reichsgrenze unweit der preussischen Stadt Ziegenhals im Altvatergebirge gelegene Städtchen Zuckmantel. Dort erinnert heute eine Gedenktafel an das Geburtshaus seiner Mutter, und dieser Ort war auch die Heimat der väterlichen Linie. Erst der Urgroßvater väterlicherseits verließ den Stammsitz, um sich in dem südlicheren Mährisch-Neudorf (innerhalb des deutschen Volks- und Sprachraums) am Fuße des Glatzer Schneeberges als Bauer niederzulassen. Hier wurde später der Vater des Komponisten geboren, der eine Lehrerstelle im Wiener Vorort Lichtenthal übernahm. Wie lebendig aber die Beziehungen zur Heimatstadt Zuckmantel geblieben waren, beweist der Umstand, daß er sich eine aus der Stadt seiner Väter gebürtige Frau heiratete. Franz Schubert ist der unsterbliche Meister des deutschen Liedes und verkörpert in ihm die musikalische Weltstellung der Deutschen in ähnlicher Weise wie Bach, Mozart, Beethoven und Wagner auf den anderen Gebieten der Musik. Durch ihn hat der Begriff „Lied“ einen so eigenen Inhalt bekommen, daß dieses Wort wie nur wenige der deutschen Sprache von vielen Kultursprachen unverändert als Lehnwort übernommen worden ist. Aber nicht nur in Hunderten von Kunstliedern klingen seine Melodien auf der ganzen Erde, sondern Schubert war auch ein Meister der Sinfonie, der Schöpfer berühmter Kammermusikwerke, großer Messen, Klavier-sonaten und nicht zuletzt der volkstümlichen Weisen des „Dreimäderlhauses“. Wie ein gewaltiger Strom ergoß sich sein Genius, und beinahe übermenschlich erscheint uns sein Lebenswerk, wenn man bedenkt, daß ihm das Schicksal nur 31 Jahre eines zum Teil mit Krankheit ausgefüllten Erdendaseins vergönnt hat.

Überblickt man noch einmal diese gedrängte Schau über Geschichte, Wirtschaft und kulturelle Leben Schlesiens, so bietet sie wie das schlesische Land in seinem Aufbau und seinen reichgegliederten Formen (von der Ebene bis zum Hochgebirge) und wie das schlesische Volk in seinem stammesmäßigen Gefüge ein getreues Abbild des großen Vaterlandes, sie zeigt ein verkleinertes Deutschland. Und auf jenes ganze Deutschland waren allezeit die besten Kräfte des schlesischen Stammes gerichtet. Schlesiens ist nicht allein raum- und machtpolitisch die wichtigste Voraussetzung der Großmacht Preußen gewesen, sondern es hat auch mit seiner geistig-künstlerischen Durchdringung

Das Preußentum verfeinert und damit ideenmäßig wesentlich dazu beigetragen, daß es seinen Bogen über den Rhein und schließlich auch nach dem deutschen Süden spannen konnte. Denn mit Schlesien gewann Preußen eine Provinz, die auf allen Gebieten, sei es der Wirtschaft, des Geisteslebens oder der Kunst, Großes geleistet hat und die in irgendeiner Beziehung immer einmal führend gewesen ist, es erhielt mit dem Schlesier einen Kräftezufluß, geeignet war, die Gegensätze zwischen Nord und Süd zu überbrücken. Was in dieser Beziehung im einzelnen auszuführen wäre, läßt sich etwas summarisch in den Satz zusammenfassen: ohne Schlesien kein Preußen und ohne Preußen kein Deutschland.

Der schlesische Stamm kann aber nicht allein auf eine Gesamtleistung hinweisen, die der jedes anderen deutschen Gaus ebenbürtig ist. Er hat darüber hinaus, während manche andere friedlich und geborgen ihr Kultur- und Geistesleben entfalten konnten, zugleich auf einsamer Grenzwehr gestanden und auch dabei in weitem Raume und unter schwierigsten Verhältnissen seinen Mann gestellt. Wenn er trotz alledem oder vielleicht gerade deshalb bescheiden geblieben ist, so ist ihm das bislang nicht zu seinem Vorteil gereicht. Es wäre deshalb nachgerade an der Zeit, wenn der Schlesier aus seiner übergroßen Bescheidenheit hervortreten und durch gerechte Selbsterhöhung das ergänzen würde, was ihm und seinem schicksalhaften, so reich gesegneten Lande an Anerkennung bisher versagt geblieben ist. Wenn er damit erreichen könnte, daß seine Leistungen im Reiche immer unvoreingenommen den Beifall fänden, der sonst gleicher Art und Güte gern und freudig zuteil wird, so würde das der Schaffensfreudigkeit des vielgeprüften Grenzlandes nur förderlich sein und ein starkes Gegengewicht schaffen zu dem bei Grenzbewohnern manchmal aufkommenden Gefühl der Vereinsamung. Es könnte dabei auch mit erreicht werden, jedem Deutschen wieder stärker zum Bewußtsein zu bringen, daß das Reich an seinen Grenzen verteidigt wird, und daß zur Behauptung des Ganzen jeder Teil der Grenze gleich wichtig und unverzichtbar ist.



# Schlesische Sprichwörter

Das Volk hat eine unbändige Freude an seiner Sprache. In zahllosen Sprichwörtern, deren ursprüngliche Kraft oft genug über die politischen Grenzen schlägt, um in anderer Fassung, sogar in anderer Sprache, aber mit gleichem Sinn von neuem da zu sein und zu wirken, verleiht es seinen Lebenserfahrungen Ausdruck. Das Volk dichtet und tut dies doch auf eine gänzlich selbstlose Art, die sich vom bewußten Schaffen der Dichter unterscheidet, deren Namen man kennt und nennt. Das Volk dichtet, wo es geht und steht, wo es liebt, leidet und stirbt. Es vermag wohl zu hungern, unterzugehen oder stark zu werden, aber es vermag nie vom uralten Spiel mit der bunten Sprache zu lassen. Was Millionen seit Jahrtausenden als allgemeingültige Wahrheit und Moral erkannten, findet zur eigenen Freude und als Erbe für die Nachkommen seinen Niederschlag in treffenden, unumstößlichen Sprichwörtern und Redensarten. Der Volksmund hat, wo er es wirklich ist, der spricht, immer eine Wahrheit zu sagen und eine Moral mit dieser Wahrheit zu verbinden, deren Ableitung von der ausgesprochenen Wahrheit höchst einfach ist und sozusagen ohne besondere Vorkenntnisse vorgenommen werden kann. Morgenstund hat Gold im Mund — das versteht jeder, wenn auch nicht jeder danach handelt, obwohl jeder weiß, daß es besser wäre, er handelte danach. Im Sprichwort ruht tiefe, aus der Seele des Volkes kommende Weisheit. Binsenweisheit nennt man die Weisheit des Volkes da und dort, ohne zu ahnen, daß der vornehmere Aphorismus der gleichen Familie entstammt.

In diesem Rahmen ist es notwendig, auf Karl Rothers ausgezeichnete, in der Ostdeutschen Verlagsanstalt zu Breslau erschienene Sammlung „Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten“ hinzuweisen, der die angeführten Sprichwortbeispiele entnommen sind. Der Verfasser hat in fleißiger und sachkundiger Sammlerarbeit mehr als zwanzigtausend Redewendungen zusammengetragen, die sich, ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen unserer Provinz, auf das ganze Gebiet erstrecken, in dem schlesische Mundart gesprochen wird. Einbezogen in das Werk sind alle bisher im Druck erschienenen Sammlungen von mundartlichen, hochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprichwörtern, ferner fanden die wichtigsten Arbeiten der Mundartschriftsteller Berücksichtigung. So ist das schon vor mehreren Jahren der Öffentlichkeit übergebene Werk eine wahre Fundgrube knapp und treffend formulierter Volkserfahrung, deren Ergiebigkeit unerschöpflich ist. Ohne besonderes System sollen nun im folgenden einige bemerkenswerte Sprichwörter und Redensarten aus der (für den Laien gottlob!) nach Sachgebieten geordneten Sammlung angeführt sein:

## Zeit

De Zeit is oa kenn Stecka gebunda.  
Olles hot a Ende, bloß de Laberworscht siewane.  
Ke Winter is sichter ver Schnie.

## Tiere

Besser anne fliege ei der Suppe, wie goar ke flesch eim Tuppe.  
Ich wil a frescha 's Wosser ne wegtrinka.

## Der menschliche Körper

Wenns hertze brennt, muß der Kupp Wosser hulln.  
A hot an froße wie a Berliner Steefloster.  
De linke hand krimmert mich, ich wa heute no Geld eistreicha.

## Erfahrung

Viel und gutt is nie beisomma.  
Ma luß og a Bauern ihre kirmes und a hunden ihre huchzet, so  
blebt ma ungebissen.  
Enn fahler hots, is ne ei Schweintz, do is's ei Glosz.

## fremdworte im Sprichwort

Dona nobis pacem — aus dr kerche ei a kratzschm (Scherzreim).  
Se tutt goar sihr etepetete.  
A hot kupprijijn eim kuppe (frz. le caprice).

## Freude

Sposß muß sein, und wenn ma a alt Weib mit dr heigoabl kitzt.  
Uff m kuppe stihn und mit a Benn hurrah schrein.  
Se hoppsta huch und niedrig ver freda.

## Mißtrauen, Wert

Dam kärke trau ich ne asu weit, wie ma mit ar ahla Pudmitze  
schmeißen koan.  
De schlechsta Kader quoren om mesta.  
Klene Tierchen machen och Mist.

## Liebe

Liebe alleene macht ne soat.  
Die Liebe is a fieber, wers hot, der hots.  
A hot sich ene uff a hols gehanga.  
Jeder Plosch kriecht senn Trosch.  
Die Guschelei brengt nisch ei.  
Se is hibsch dorchwachsa.  
Se tutt goar sihr ehrpußlich.  
Verr dr hux und noch dr hux, doas sein verschiedne Zeita.  
Noch dr gruße Lecke kumma de bloa flecke.

## Ordnung, Unordnung, Spielerworte

Wohl aufgehoben, is leichte gefunden.  
Hier sitts aus, do findt de kotte kene Maus.  
De karte is Teilwols Gebatbuch.  
Warde zuerscht gewoan, werd zuleht a Battelmoan.

Wahrhaftig, das Volk dichtet, wo es geht und steht. In Sprichwörtern und Redensarten bringt es sich selbst, seine Gedanken und Gefühle zum bleibenden Ausdruck.

# Eichendorff und die Musik

Don Günther Groeger

Ein verlockendes Thema! Schon viele haben sich mit der Frage nach dem Wesen der Musik befaßt, die auf das Gemüt des Menschen einen so bedeutenden Einfluß ausübt. Abgesehen von jedem einzelnen von uns, der ihre Macht fühlt, gibt uns die Geschichte Zeugnis davon bis ins graueste Altertum hinein. Wer aber könnte wohl, außer dem eigentlichen Berufsmusiker, die Tonkunst höher schätzen und mehr in ihren Geist eindringen — als der Dichter! Ihm, der den Schwung der Seele braucht, bereitet sie im Innern diese oder jene Stimmung, ihn begleiten die Melodien wie leuchtende Sterne bei seinem Schaffen. Wie der Komposition, so wohnt ja auch der Dichtung ein bestimmter Rhythmus inne, den man abschwächen oder steigern kann. Verstanden doch schon die alten Griechen unter dem Worte „Musik“ auch die Dichtkunst, die gewissermaßen selbst schon eine Art Musik für sie bedeutete.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, sollen die folgenden Ausführungen uns den Dichter Joseph von Eichendorff, über den an dieser Stelle schon viel geschrieben worden ist, auch einmal in seinem Verhältnis zur Tonkunst zeigen. Denn was den Dichter zum Liebling des deutschen Volkes gemacht hat, das sind weder seine Dramatik noch seine Prosadichtung, sondern seine Lieder, von denen der Musikhistoriker Peter Wagner sagt, daß „die Verse sich von selbst zu Tönen zusammenfügten“. Forschen wir nun der Quelle dieses feinen musikalischen Empfindens des Dichters nach, so sehen wir, daß sie in der edlen Musikpflege zu suchen ist, die während Eichendorffs Gymnasialzeit zu Breslau — er besuchte bekanntlich von Herbst 1801 bis zum Frühjahr 1805 das heutige Matthias-Gymnasium — in dem mit der Schule verbundenen Konvikt betrieben wurde. Hier machten die Zöglinge des Konvikts nicht bloß erlesene Tafelmusik, sondern führten auch mehrmals im Jahre in der Aula große Tonwerke, wie die „Jahreszeiten“ und die „Schöpfung“ von Haydn, auf. Obwohl Eichendorff in Breslau Klavierunterricht erhielt, begnügte er sich im allgemeinen mit der Rolle eines verständnisvollen Zuhörers. Mit großem Eifer war er jedoch bei der Sache, wenn es galt, bei den Vorbereitungen von Theater-Aufführungen, die alljährlich im Konvikt zur Faschingszeit einem geladenen Publikum geboten wurden, zu helfen, die Bühne aufzubauen, Kulissen zu malen, Kleidungsstücke zu beschaffen oder auch selbst mitzuspielen.

Standen hier im Konvikt Musik und Dichtung, Musik und Schauspiel meist getrennt nebeneinander, so wurde Eichendorff die ideale Verbindung von Wort und Tonkunst erst außerhalb des Internats vermittelt. Hierzu bot eine willkommene Gelegenheit das alte Breslauer Theater, die sog. „kalte Asche“, das ziemlich abseits an der Grenze der Vorstadt lag und zu dessen Besuch die Schüler weitgehendste Erlaubnis erhielten. Was Eichendorff dort im Alter von 13 bis 16 Jahren gesehen und gehört hat, war zwar zum größten Teil leichte Unterhaltungsware. Aber mit den Einnahmen, die durch die weniger wertvollen Stücke in die Kasse flossen, bestritt man wenigstens auch die Aufführung

guter Werke. So hatte unser Dichter u. a. Gelegenheit, von Opern vor allem Mozarts „Titus“, „Don Juan“ und auch die „Zauberflöte“ kennenzulernen, die einst schon auf den jungen Goethe einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte. — „Goethes und Schillers Tätigkeit“, schreibt Eichendorffs vorzüglicher Biograph Brandenburg, „die dem Theater gab, was des Theaters ist, ohne doch dabei die moralischen und ästhetischen Aufgaben einer nationalen Schaubühne aus den Augen zu verlieren, hatte also auch in Breslau einen Widerhall gefunden.“ Im Jahre 1804 kam der erst 18jährige Karl Maria v. Weber als Kapellmeister ans Theater, der mit dem „Opernschlendrian“ nach Kräften aufräumte. Was nun diese Breslauer Aufführungen betrifft, so haben sie auf Eichendorff zwar nicht in der Weise eingewirkt, daß sie ihn zu dramatischen Versuchen angeregt hätten, wohl aber hat er das Abenteuerliche und Bunte des Gesamtbildes in sich aufgenommen. Sehen wir uns doch einmal seine Meisternovelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ näher an: Ist nicht diese ganze Welt des Schloßparks, der Donau, der römischen Sommernächte, des ewig verliebten und musizierenden Gärtnerburschen, der Gräfinnen und Kammerzofen, der Abenteuer usw. auch die Welt der Oper? — Ist ferner nicht in dem Wanderburschen der Dichter selbst zu erblicken, der in seiner Schulzeit oft gemeinsam mit den anderen an freien Tagen mit Musik durch Breslaus Umgegend zog und dabei seine eigenen Worte zur Wahrheit machte „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“? — In dieser stimmungsvollen Dichtung, da berühren sich die feinen Saiten des Eichendorffschen Gemüts einerseits mit Mozart, der in seinen Opern schön-graziöse Gestalten und Töne schuf, andererseits mit Franz Schubert und seinen frischen, naturgetreuen Liedern.

So hat die Musik wie bei vielen anderen unserer großen Dichter auch im Schaffen Eichendorffs ihre besondere Bedeutung.



## Lehmgrubener Diakonissen-Mutterhaus Lutherschule

Breslau, Neudorfstraße 34

**Deutsche Oberschule** für Mädchen, Vollanstalt VI-OI, Abitur an der Anstalt.  
Anmeldung für Ostern 1938 bis 1. Oktober erbeten. Tel. 372 34. W. HAFÄ, Direktor

### Kindergärtnerinnen- und Horfnerinnenseminar

(mit staatlicher Abschlußprüfung)

Jed. Herbst Beginn eines 2jähr. Lehrganges. Tel. 302 36. Pastor KALUBA, Lehmgrubenstr. 53

### Internat

Lehmgrubenstraße 53. Pension monatlich 55.— RM. Telefon 302 36  
**Lehmgrubener Diakonissen-Mutterhaus**

# Musik im Hörspiel

Don Karl Szuka

Musik im Hörspiel? Jeder Rundfunkhörer wird mir auf diese Frage, ohne in Verlegenheit zu geraten und viel überlegen zu müssen, ganz einfach antworten: nun, das ist eben bald ein Marsch, bald ein Walzer, mal ein Lied, mal ein Charakterstück und was es sonst noch an musikalischen Formen geben mag, die geeignet sind, den Charakter der handelnden Menschen im Hörspiel, die Stimmung der einzelnen Szenen dem Hörer zu vermitteln.

Musik im Hörspiel — ist also eine furchtbar einfache und eindeutige Sache für den Hörer, sehr problematisch, vieldeutig, mannigfaltig und oft alles andere als selbstverständlich hingegen für den, der die Musik im Hörspiel zu gestalten, zu schaffen hat.

Es erhebt sich zuerst die Frage: Wo ist überhaupt Musik im Hörspiel angebracht? Ganz allgemein wird sie zunächst überall dort zu hören sein, wo sie der Dichter im Verlauf des Spiels als Lied (Wanderlied, Ständchen, Schifferlied, Wiegenlied usw.), als Tanz (z. B. zur Untermalung einer ländlichen Wirtshauszene) und als Marsch vorgeschrieben hat.

Dann überall dort, wo es gilt, dem Hörer den Schauplatz des Geschehens zu vermitteln, also gleichsam das „Bühnenbild“ musikalisch illustrativ zu malen. Um hier dieses Ziel zu erreichen, wird sich der Komponist, selbst gegen inneres Widerstreben, der Ausdrucksmittel der Programm-Musik bedienen müssen und dabei auf allgemeingültige Klang-Symbole zurückgreifen, die dem geistigen Auge bestimmte Situationen erstehen lassen. So werden Trompeten und Trommeln immer wieder kriegerische Szenen begleiten, die Hirtenflöte ein ländliches Idyll malen, Hörnerklang wird eine Waldszenerie, der Orgelklang die feierliche Andacht einer Kirche und Zitherklang die frohe Stimmung einer Baude untermalen. Die dezente und einfallsreiche Verwendung dieser Mittel wird immer von unmittelbarer und farbiger Wirkung sein.

Es kann aber nicht Sinn und Zweck der Musik sein, äußere akustische Vorgänge wie Sturm, Meeresrauschen, Blitz und Donner musikalisch nachzuahmen und so die Musik zur bloßen Geräuschkulisse zu degradieren. In solchen Fällen ist eine Wind- und Donnermaschine wirkungsvoller und angebrachter.

Mit diesem musikalischen „Bühnenbild“, selbst wenn es einfallsreich gestaltet ist, kann aber die Verwendung der Musik im Hörspiel noch lange nicht erschöpft sein.

So stehen wir vor dem wichtigsten Aufgabenkreis der Hörspielmusik, der Vermittlung seelischer Vorgänge und geistiger Beziehungen in rein musikalischer Sprache, also jenem ureigensten Gebiet der Musik: dem Ausdruck seelischer Erregungen. Hier hilft dem Komponisten nicht mehr der Illustrationseffekt, hier muß er seinen schöpferischen Anteil am Gesamtkunstwerk, das das Hörspiel darstellt, beitragen. Oft wird da, wo die Sprache nicht mehr ausreicht, erst die Musik die letzten und feinsten Schwingungen eines

Gefühls auszudeuten imstande sein. Hierfür hat der Hörspielkomponist im Gegensatz zum freischaffenden Komponisten, dem für die Ausdeutungen eines Gefühlsinhalts ein ganzer Symphoniesatz gerade ausreicht, oft nur die acht oder sechzehn Takte eines musikalischen Epigramms zur Verfügung. Bei dieser äußersten Konzentration des Ausdrucks ist alles auf den prägnanten musikalischen Einfall und seine instrumentale Lösung gestellt.

Zu dieser instrumentalen Lösung ist nicht immer ein vollrauschendes Orchester nötig. Oft wird ein Weniger an Aufwand — mehr sein, und nicht immer wirkt „Viel Lärm um Nichts“ überzeugend.

So habe ich zum Beispiel für die Musik zu dem Hörspiel „Soll und Haben“ nach Gustav Freytags Roman eine kammermusikalische Besetzung gewählt, die sich auf fünf Instrumente: Flöte, englisch Horn, Bassklarinette, Bratsche und Harfe beschränkte\*).

Bisweilen kann das Kunstmittel des Leitmotivs im Hörspiel seine charakterisierende Berechtigung haben. Ich selbst verwandte es beispielsweise einmal in der Hörfolge „Die Oder entlang“. Hier wurde die Melodie eines Oderschifferliedes in verschiedenen Variationen und Färbungen immer wieder zwischen die einzelnen Szenen eingeblendet, um so die Hörer die Vorstellung der dahinfließenden Oder mit ihrem landschaftlich vielfältig veränderten Bild zu erzeugen.

Während es sich hier um eine lyrische Verwendung des Leitmotivs handelte, habe ich in dem Lustspiel „Weh dem, der lügt“ von Grillparzer das Leitmotiv in einem heiteren, beinahe karikierenden Sinne angewandt. So traten vor Beginn des Spiels nach einer heiteren Ouvertüre die Personen des Stückes gleichsam wie vor den Vorhang und stellten sich, jeder mit einem eigenen musikalischen Motiv, selbst vor. Mit diesem ihrem Motiv (in verschiedenen Abwandlungen) erschienen nun die Personen im Verlaufe des Spieles immer wieder, gleichsam wie in ein musikalisches Kostüm gekleidet.

Es werden immer wieder Einwendungen hörbar, daß eine solche Zweckarbeit, wie sie die Hörspielmusik darstellt, unkünstlerisch sein müsse, da sie die Einengung der künstlerischen Persönlichkeit bedeutete. Hier sei der Hinweis gestattet, daß die Musikgeschichte in vielen Beispielen beweist, daß eine Auftragsarbeit gerade ihrer künstlerischen Substanz wegen sich ihre Wertschätzung bis in unsere Tage erhalten hat. So sind Bachs Kantaten, Haydns Quartette und Symphonien, Mozarts Opern bekanntlich größtenteils als Auftragsarbeiten zu einem bestimmten Zwecke geschrieben worden. Diese Beispiele sollten zeigen, daß eine Zweckarbeit den Einfall nicht auszuschließen braucht, wie ein freies Schaffen den Einfall noch lange nicht einschließt.

Eine Genugtuung ist es mir, meine künstlerischen Absichten bei der Verwendung von Musik im Hörspiel gerade am Reichsfender Breslau seit Jahren verwirklichen zu können, der durch Pflege des Hörspiels als Kunstform sich eines hervorragenden Rufes im ganzen Reich erfreut.

---

\*) Gerade die eigenartige Klangmischung dieser ausgewählten wenigen Instrumente erzielte jene beabsichtigte düstere Stimmung, die das Spiel charakterisiert.

# Arbeitertum im volksdeutschen Kampf

Allgemein herrscht die Meinung vor, daß mit Ausnahme der sudetendeutschen Industriegebiete das Auslandsdeutschtum fast ausschließlich von einer wohlhabenden bäuerlichen Schicht gebildet wird. Freilich sind die Bauernstellen, die sich durch Fleiß und Energie zu großen Höfen entwickelt haben, von jeher der Stolz auslandsdeutscher Siedlungsgebiete gewesen. Der soziale Aufbau zeigt aber heute im allgemeinen ein anderes Gesicht, wie das der folgende Aufsatz zeigen soll, der auf die Verhältnisse einer reinen Agrargegend, der Batschka und des jugoslawischen Banats, näher eingeht.

Um den Begriff „Auslandsdeutschtum“ herrscht in den meisten Veröffentlichungen innerhalb des Reiches noch immer schwere Verwirrung. Allzuoft noch schreiben Zeitungen oder sprechen Redner von Auslandsdeutschen, wenn sie die Mitglieder einer reichsdeutschen Kolonie in größeren Städten fremder Staaten meinen, von auslandsdeutschen Schulen, wenn sie Anstalten bezeichnen wollen, die das Deutsche Reich in einzelnen Großstädten des Auslandes unterhält. So harmlos diese Begriffsverwechslung auch erscheint, sie zeugt doch von noch viel zu großer Unklarheit und Unwissenheit über Fragen, denen heute jeder Reichsdeutsche ganz anders gegenüberstehen sollte, und stiftet zumindest erneutes Mißtrauen unter den Millionen auslandsdeutscher Volksgenossen gegenüber dem völkischen Bewußtsein innerhalb des Reiches.

Große geschlossene Siedlungsräume und kleine Inselgebiete inmitten fremden Volkstums sind diesen Millionen deutscher Auswanderer zur neuen Heimat geworden. Ihre Zugehörigkeit zum deut-

schen Volke, aber zu fremden Staaten, der Unterschied von völkischer und staatlicher Heimat, ist das Kennzeichen des Auslandsdeutschtums. Dieses Kennzeichen bedeutet allerdings bei der Einstellung der Völker, die an der Spitze der fraglichen Staaten stehen, alles andere als einen friedlichen Ausgleich beider Begriffe. Der Kampf wird auf allen Seiten, bei Angreifer und Verteidiger, heftig gefochten. Es ist klar, daß uns 65 Millionen Deutschen, die wir im Deutschen Reich als unserem Staat zusammengefaßt sind, die Berichte von der volksdeutschen Front auf keinen Fall uninteressiert lassen dürfen, wenn wir nicht unsere Volkseinheit aufgeben wollen! Unsere Teilnahme aber nur auf bestimmte Schichten des Volkes abzuwälzen, die vielleicht für größere Geldspenden fähiger sind als andere, ist eine Unmöglichkeit bei dem Gedanken, daß volksdeutscher Kampf mit Geld allein nicht auszufechten ist, und daß die deutsche Arbeiterschaft als Fundament des Volkes geradezu die Pflicht hat, an den auslandsdeutschen Fragen teilzunehmen.

Das Deutschtum im Ausland zeigt ja doch auch eine völlig andere soziale Gliederung, wie allgemein angenommen wird. Die sudetendeutschen Industriearbeiter sind durch ihre ungeheure Notlage in den letzten Jahren ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. Weniger bekannt sind aber schon die Arbeiter- und Kleinbauernsiedlungen der Karpaten. Doch auch in Gegenden, die gänzlich auf Landwirtschaft eingestellt sind, machen die bäuerlichen Mittel- und Großbetriebe nicht mehr als die Hälfte der angesiedelten deutschen Bevölkerung aus, der andere Teil fällt auf Kleinbauern und vor allen Dingen Industrie-

## Bethanien

Breslau, Feldstraße 28/30 Fernruf 21765

**Höhere Lehranstalten der evgl. luth. Diakonissenanstalt Bethanien**

Oberlyzeum, Reifeprüfung an der Anstalt — Mädchenmittelschule voll ausgebaut.  
Sprechstunden täglich 12—13 Uhr Oberlyzealdirektor Dr. Finn

Die Zweiganstalten Scheitnig, Zimpel: Fernruf 43208

Lyzeum, Parkstraße 1/3, Ecke Adolf-Hitler-Straße im eigenen Parkgrundstück

Mittelschule, Adolf-Hitler-Straße 36/38, Ecke Vogelweide

**Internat:** Ofener Straße 28, a. d. Ohle, Fernruf 59148. RM. 55.— monatlich. Diakonisse Dorothea Golling

**Ev. Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnen-Seminar**

Klosterstraße 112. — Fernruf 23551 — Zweijähriger Lehrgang — Staatliche Abschlußprüfung. Pastor Zedler

# William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Str. 38/40

## Neuheiten für den Herbst:

Damen-Kostüme und -Mäntel, Ostmark-Blusen u. -Kleider, Straffalain-Kleider, Leder-Jacken und Mäntel, vollendet in Paßform und Verarbeitung  
Neue Farben — Besonders schöne Handtaschen

Herrn-Mäntel und -Anzüge — immer etwas Besonderes — Krawatten, Oberhemden. Hüte bester Marken, Decken, Plaids, Rockdecken, Reisetaschen, Kleinleiderwaren, Zigarren, Zigarretten, Tabake

Über allem: **Qualität!**

und Landarbeiter. Allerdings ist auch diese letzte Gruppe, da sie Haus und Hof besitzt, bodenständig.

Der Volkstumskampf, der sich bisher meistens um kulturelle und weniger wirtschaftliche Dinge abspielte, ergreift naturgemäß die gesamte Bevölkerung, alle ihre Schichten. Es ist aber trotzdem eigenartig, immer wieder feststellen zu müssen, daß die Arbeiterschaft für politische und völkische Fragen viel aufgeschlossener ist als beispielsweise die Schicht der reicheren Bauern, oder etwa gar die alte Intelligenzschicht, die schon vor dem Kriege und auch heute noch ihr Volkstum verlassen hat und beinahe ausnahmslos magyarisiert wurde. Es kann vorkommen, daß man als Reichsdeutscher tagelang bei einem wohlhabenderen Bauern zu Gast ist, ohne auch nur eine wesentliche Frage über die Verhältnisse im Mutterland zu hören. Wie auffällig dann dagegen, wenn man so nach Feierabend das Haus eines Arbeiters betritt und dem Mann schon bei den ersten üblichen Fragen nach dem Woher und Wohin die Ungeduld anzumerken ist, nun doch bald zur Sache zu kommen. Ein paar Fragen hintereinander legt er einem dann gleich vor: Ob dies wahr ist oder das, und in der und der Zeitung habe er so und so gelesen. Alle Fragen, über die er sich allein den Kopf zerbrochen hat, Zeitungsmeldungen, die ihm zu denken gaben, Gespräche, die er mit Kameraden hatte, alles das will er nun mit Hast aufgeklärt haben. Er lächelt etwas ungläubig, wenn man ihm von Arbeitslosenunterstützung, Betriebs- und Urlaubsordnung, von Arbeitsfront und Kraft durch Freude erzählt. Er kennt das alles nicht. Als Landarbeiter, der ja auf Saisonarbeit angewiesen ist, sieht es im fremden Staat für ihn etwa so aus: Im Winter verdient er gar nichts, Feldarbeit gibt es nicht. Unterstützung wird nicht gezahlt, Hilfswerke sind nicht vorhanden. Im Sommer und Herbst muß er also seine ganze Kraft daran setzen, zu verdienen. Seine Arbeitszeit beträgt 18—19 Stunden täglich, von wenigen Ausnahmen nur weiß er zu berichten. Seine Kinder, sobald sie 12 Jahre alt sind und die Mindestfähigkeit für eine Arbeitsverwendung erreicht haben, muß er

ebenfalls zum Bauern in Arbeit schicken. 19 Stunden! für einen Lohn von 80 Pfennigen täglich! Da diese Überbelastung auch die Kinder trifft, macht sich bei allen schon im Alter von dreißig Jahren eine deutliche Abnahme ihrer Arbeitskraft spürbar. Und wenn man sich dann im Licht der trüben Petroleumlampe das Gesicht des Mannes und seiner stumm am Tisch sitzenden Frau betrachtet, braucht man gar nicht auf die Worte zu hören, man wüßte schon so genug.

Bei der schlechten wirtschaftlichen Lage der Arbeiter ist es verständlich, daß ihnen ein Einsteigen für ihr angeftammtes Volkstum sehr oft besonders schwer wird. Beamtenstellen, und wenn es die niedrigsten sind, bleiben ihnen verschlossen; in staatliche Anstellungen gelangen sie nur äußerst selten, es sei denn, daß sie gut zu schweigen verstehen und sich so manches ohne Widerrede gefallen lassen können. Daß vielen in solcher Lage die Versuchung überkommt, um wirtschaftlicher Vorteile willen, um sich ihre Elendslage ein wenig aufzubessern, in die andere Front abzuschwenken, ist ja eigentlich zu verstehen. Was muß aber noch für eine Kraft in der auslandsdeutschen Arbeiterschaft stecken, wenn derartige Fälle äußerst selten, wenn nicht gar überhaupt nicht, vorkommen!

Was für Schläge sind es dann aber für auslandsdeutsche Arbeiter, wenn sie auf Besuchen im Reich nicht um die traurige Feststellung herumkommen, daß das allgemeine Wissen um ihren Volkstumskampf so gering ist, daß mancher erwachsene Mensch im Reich nicht einmal die großen Landstriche ihrer Heimat nach Namen und Lage kennt! Und das ist nur zu häufig vorgekommen. Freilich können wir nicht aktiv zu seiner Hilfe eingreifen; was es draußen zu kämpfen gibt, ist allein sein Kampf. Desto mehr aber muß es für ihn zur Gewißheit werden, daß das völkische Bewußtsein das Deutsche Reich völlig durchdrungen hat, und daß eine Verbindung besteht von ihm, dem auslandsdeutschen Arbeiter, zu seinem Arbeitskameraden im Reich!

# film Spiegel

Schon verdunkelt durch die Umwälzungen des Weltkrieges steht ein Ereignis am Rande der europäischen Geschichte, das zu seiner Zeit dem Gerede von dem drohenden Untergang des Abendlandes neuen Stoff gab und das die in Bündnis- und Koalitionsgruppen zerfallenden Völker Europas noch einmal — wenn auch nur äußerlich — einte: der Boxeraufstand in China. Wir haben heute genügend Abstand zu den Ereignissen des Jahres 1900, die ein Aufflackern des chinesischen Unabhängigkeitswillens waren und die, kaum entfacht, mit dem Terror der Gasse endeten: Eines der ersten Opfer dieses blinden Hasses war ein deutscher Gesandter. Und damals wie heute war die alte Kaiserstadt Peking das Zentrum der Kämpfe eines alten, übermüdeten Volkes gegen junge Nationen, die sich ausbreiten mußten, wenn sie leben wollten.

In jene dunklen Tage europäischer Kolonisationsgeschichte, die doch so erhebend sind durch die Kameradschaft, die Menschen auseinanderstrebender Nationen verband, führt ein Film, der Anfang August in Breslau und Beuthen gleichzeitig anlief:

## „Alarm in Peking“.

Es sind die Schicksale von nur drei, vier Menschen, die hier fragen aufstollen und Bekennnisse zum für und Wider verlangen, aber Textbuch, Regie und die Darsteller haben in diese paar Rollen alles das hineingelegt, was uns dieses Stück Geschichte erklärt. Da ist der Führer der Aufständischen, Tu-hang, mit seinem ans Dämonische grenzenden Fanatismus, von Bernhard Minetti packend dargestellt: äußerlich kühl und heimlich in seiner Selbstbeherrschung, verrät nur ab und zu ein sekundenflüchtiges Mienenspiel, ein unbedachtes Zucken der Hand die innere Glut, die ihn verbrennt und die er in den Begriff Freiheit hineindrängt. Da ist der deutsche Oberleutnant Brock (Gustav Fröhlich): sauber, unkompliziert, geradeheraus, ein wenig jungenhaft noch, einer der vielen deutschen Kiekindiewelts, die auch im fremden Lande nie ihren Schwung und ihre Aufgabe und ganz besonders nicht ihr Deutschtum vergaßen. Captain Cunningham (Peter Doß): der elegant-lässige, ein wenig

müde Typ des britischen Kolonialoffiziers, der, weil sein Vaterland in der ganzen Welt zu Hause ist, etwas über all diesen politischen Ereignissen steht. Die drei verkörpern das Ringen und den Geist jener Epoche, und all das übrige Geschehen, auch die Auseinandersetzung um die befreundete Frau, die teils mehr, teils weniger überflüssige Kulisse. So ragt dieser Film schon durch seine Geschlossenheit und Gedrängtheit aus der Reihe der vielen und besonders der beiden anderen Filme, die fast zu gleicher Zeit mit ihm in Schlestien anliefen, „Der Mann, der Sherlock Holmes war“ und „Sieben Ohrfeigen“.

Es zeugt für den vernünftigen Geschmack des Spielleiters Karl Hartl, daß im

## „Mann, der Sherlock Holmes war“

Hans Albers nicht mehr „der Draufgänger“ ist, „der Sieger“, der mit einem gewissen Humor, aber im Ganzen gesehen doch mit einer großen Ernsthaftigkeit alle Widerstände und Gegner h. o. schlägt, sondern daß ein guter Schuß Selbstironie die Handlungen dieses falschen und doch echten Meisterdetektivs erträglich und wirklich humoristisch macht. Und für die, die diese feine Ironie nicht merken, ist die Gestalt des Dr. Watson (Heinz Rühmann) geschaffen, der mit seiner ängstlich-verzerrten Umständlichkeit die voll Spannung geladene Atmosphäre von Zeit zu Zeit wirkungsvoll platzen läßt.

Von etwas feinerem, aber nicht weniger zielstreichem Humor sind die

## „Sieben Ohrfeigen“,

die der Leiter eines großen Stahlkonzerns in England von dem Verehrer seiner Tochter empfängt, weil er den hoffnungsvollen jungen Mann durch einen Börsensturz um sein Vermögen von sieben Pfund gebracht hat. Die Dialoge sind voll sprichigem Humor, die Handlung ist unterhaltsam und das Spiel der drei — Lilian Harvey, Willy Fritsch und Alfred Abel — so reizend, daß man die offensichtliche Unwahrscheinlichkeit des Geschehens mit einem verständlichen Bedauern, aber um so größerem Vergnügen zur Kenntnis nimmt.

F e l m u t W a g n e r.

**RADIUM BAD**  
**Landerck**  
SCHLESISIEN  
Rheuma • Gicht • Nerven • Frauen

## Tanzschule Frau Else Gebel

Anmeldung zu allen Kursen  
ab 1. Oktober werktags 16-18 Uhr

Breslau, An der Dorotheenkirche 3 (Janßen)

# Volk und Buch

**Dr. Paul Moser:** „Christian Gryphius“. Verlag Konrad Triltsch, Würzburg. Ein schlesischer Dichter der ausgehenden 17. Jahrhunderts. 3,— RM.

Unter den Monographien über den deutschen Literaturbarock erschien dies kleine Büchlein über Christian Gryphius, den Sohn jenes großen Andreas Gryphius. Es ist eine Würdigung der dichterischen Tätigkeit jenes begabten Schlesiens, der es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Denn wenn er auch vielfach ausgetretene Bahnen wandelt, versinkt Gryphius nicht völlig im Epigodentum. Sein Schaffen zeugt von einer Eigenpersönlichkeit, die auf dem Höhepunkt der Bildung ihrer Zeit stand. Hans Sachs ist ihm bekannt, ebenso der große Engländer Shakespeare. Das wichtigste an seinem Schaffen ist, daß er einer von den wenigen bewußt deutsch fühlenden Poeten seiner Zeit ist, die mahnend und warnend gegen jede schlechte Überfremdung auftraten. Die gute Vorbildung gibt ihm das Recht und die Möglichkeit zu freier Kritik. Wenn vom Allgemein-Typischen das Eigenpersönliche abgezogen wird, ergibt sich für Christian Gryphius zur Registrierung in der deutschen Literaturgeschichte eine kritische Sonderstellung, die ihn als einen der letzten verantwortungsbewußten Theoretiker am Ende der literarischen Hegemonie Schlesiens erscheinen lassen.

**Georg Basner:** „Der Ritter“. Ein Spiel vom starken Leben. Theaterverlag Langen-Müller, Berlin SW. 11. 1,10 RM.

Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“ hat Basner zu seinem Spiel angeregt. In vier Abenteuern läßt der Dichter den tapferen jungen Deutschen seinen Lebenskampf gleichnishaft durchschreiten. Im ersten Abenteuer ist der Ritter der Helfer der Armen und Verfolgten. Verwundet im Kampf mit der Übermacht, erwacht er zum zweiten Abenteuer, einer Auseinandersetzung der männlichen Gesinnung mit den frömmelnden Zumutungen eines redetüchtigen Mönchs. Im dritten Abenteuer nimmt er einen

vom Kaiser geächteten Grafen gefangen. Trotzdem dieser, um freizukommen, dem Ritter verspricht, ihn zum Grafen und sogar zum Kaiser zu machen, und er ihn daran erinnert, daß er einst dem Vater des Ritters das Leben gerettet hat, bleibt der Ritter seinem Kaiser und seiner Ehre treu. Im letzten Abenteuer mahnen ihn Tod und Teufel. Wieder bleibt der Ritter fest; und ob der Teufel ihm alle Herrlichkeiten der Welt verspricht, er hält an seiner Ritterlehre fest. Den Tod aber fürchtet er nicht, denn ein Mann, der zeit seines Lebens nur seiner Ehre und seiner Pflicht diente, kann dem Tod unverzagt entgegentreten.

**Paul Grabau:** „Der Sonnenbogen“. Eine Dichtung. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar.

Es spannt sich bunt ein Bogen  
der Unermeßlichkeit,  
von Baum zu Baum gezogen,  
und leuchtend ausgewogen,  
weit über Volk und Zeit.

Der Dichter malt uns innerhalb des Sonnenbogens ein Bild von allem Werden und Vergehen. Er hat sein Epos eingeteilt in die Abschnitte: Die Frucht, Der Baum, Die Heimat, Der Glaube, Die Wiederkehr. Schon diese Unterteilung zeigt etwas von dem Geist, der durch das Buch weht, das alle Lebenssphären des Menschens berührt und durchspült. In sauberen Versen geschrieben, gut durchdacht, ist das Epos ein schönes Büchlein um das deutsche Leben.

**Hans Schnodde:** „Kippe und andere Geschichten von der Autobahn“. Verlag der Deutschen Arbeitsfront G. m. b. H., Berlin SW. 19.

Es sind feine Erzählungen, die sich hier um harte Arbeit spinnen. Menschen aus allen Berufen und Ständen mit der verschiedensten Vergangenheit finden sich zusammen in den Reichs-Autobahnlagern. Sie alle verbindet der gemeinsame Alltag, das Erlebnis der gleichen Arbeit und gleicher Mühe. Aber



## Deutscher Hausrat

fördert in ständiger Ausstellung

Schlesisches Handwerk

Schlesisches Brauchtum

Breslau, Obblauer Straße 47, Ecke Neue Gasse

jeder hat etwas, was ihn verbindet mit der andern Welt, in der er vorher gelebt hat, seine Vergangenheit. Jergendein Ereignis ist es, ein Zusammentreffen mit einem Mädchen, einem Kameraden, das Erlebnis des Theaters oder sonst irgend etwas, was ihnen im Augenblick mitten in der Gemeinschaft der Arbeit, der Kameraden, die Episoden der Vergangenheit vor Augen zaubert, diese abschließt, wendet oder zum guten Ende führt. Ein tief erlebtes Buch des deutschen Menschen in Arbeit und Leben.

„Großer Volksatlas“. Verlag Velhagen & Klasing, Leipzig. 13,50 RM.

Diesen Volksatlas, im besten Sinne des Wortes, hat der Verlag Velhagen & Klasing, zu seinem hundertjährigen Jubiläum herausgegeben. Auf knappem Raum werden hier sämtliche Anforderungen erfüllt, die wir an einen modernen Atlas stellen können. Die wichtigsten Stücke des Atlanten sind naturgemäß die Wirtschaftsübersichten, eine gediegenes Kartenmaterial, dabei gute politische Übersichten und ein ausführliches Namensverzeichnis. All diesen Forderungen der Praxis wird der Atlas gerecht. Eine Übersicht in Form einer großzügigen Weltkarte, in die die Einzelkarten mit Seitenzahl eingetragen sind, vermeidet ein zeitraubendes Nachschlagen der Verzeichnisse. Es schließt sich ein reiches statistischer Teil an, der über alle Länder umfangreiches authentisches Material in guter Übersichtlichkeit, unterstützt durch Nebenkarten und Graphiken, zur Darstellung bringt. Auf 92 Kartenseiten sind die Länder der Erde behandelt. Die Deutschland-Karten sind im Maßstabe von 1 : 1 Million gehalten, sie sind in enger Anlehnung an Andreess Großen Handatlas gefertigt und enthalten eine möglichst große Anzahl von Namen. Es schließen sich Karten über das Antlitz der Erde, Völker und Sprachen, die großen Linien des Weltverkehrs, Wirtschaftskarten und Rassenkarten an. Ferner sind die Neulandgewinnungen im Dithmarschen und Nordfriesland bereits eingezeichnet. Der Atlas ist in steifem Leinenband erschienen, der auch äußerlich Gewähr für eine lange Lebensdauer bietet. Bei dem im Verhältnis zu dem reichhaltigen Inhalt lächerlich geringen Preise ist zu hoffen, daß er eine sehr weite Verbreitung findet.

R e h m.

Hanns Gottschalk: „Schicht und Schacht“.

Eine Haldensinfonie. Verlag Frz. Eher Nachf., München. Reihe „Junges Volk“.

Die Kunde vom oberschlesischen Bergmannslos hat sich in vielfacher Form, im Gedicht und im Epos, bereits über die Grenzen des Haldenlandes hinausgesungen: Düstere, schwere Klänge waren es zumeist, dunkel wie die Geschichte selber, aus deren Bann sie sich lösten, und nur selten tönte befreiend ein Lied. Nun aber hat ein junger Schlesiener, Hanns Gottschalk, in einer Haldensinfonie Schicksal und Größe der oberschlesischen Arbeit, Ethos und Glauben somit allen Schaffens zu zwingendem und doch erlösendem Ausdruck gebracht.

In kühnen Bildern zeichnet Hanns Gottschalk die „Werkwelt“ der Heimat, er hämmert Verse von Gott und dem Tod darein, er formt mitreißende Szenen vom Sterben im Schacht, von den wartenden Müttern, vom Bereitsein aller zur Rettung des einen, vom Vater und Sohn und dem Ruf, der in beiden glüht — und es ist dabei (und ich seh' darin die Bedeutung des Buches nicht einzig das harte Geschick dieses Landes, sein Fordern, sein Herrschen, es ist vielmehr ein weithin gültiges deutsches Geschick, sinnbildlich in diesem Ausschnitt gesehen, hier aufgehell. Das auch scheidet diese lyrische Dichtung von den andern, die aus dem gleichen Gebiet kommen; es gibt ihr zudem die Berechtigung, im Reich für das oberschlesische Werkleben und das stumme Dienen, das es verlangt, zu werben.

Die Sprache des Werkes hat, wenn sie auch noch nicht ganz ausgereift und gemeißelt sein kann, doch die ganze Dynamik des Erlebens: immer ist sie von handlungserregenden Rufen getragen und deshalb im Gesamteindruck balladesk. Es wird jedoch eine der künftigen Aufgaben des Autors sein, die Melodien freier, befreiender auszuwringen zu lassen.

Der Drang zu kosmisch geweiteter Schau aber, der Gottschalk von anderen Schaffenden seiner Heimat, so etwa von Hans Nickrawitz, trennt, läßt für die Zukunft Früchte reiner und auch im Stofflichen weniger gebundener Lyrik erwarten.

Wolfgang Schwarz.

## Neuheiten für den Herbst in Wollstoffen und Seidenstoffen

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring

